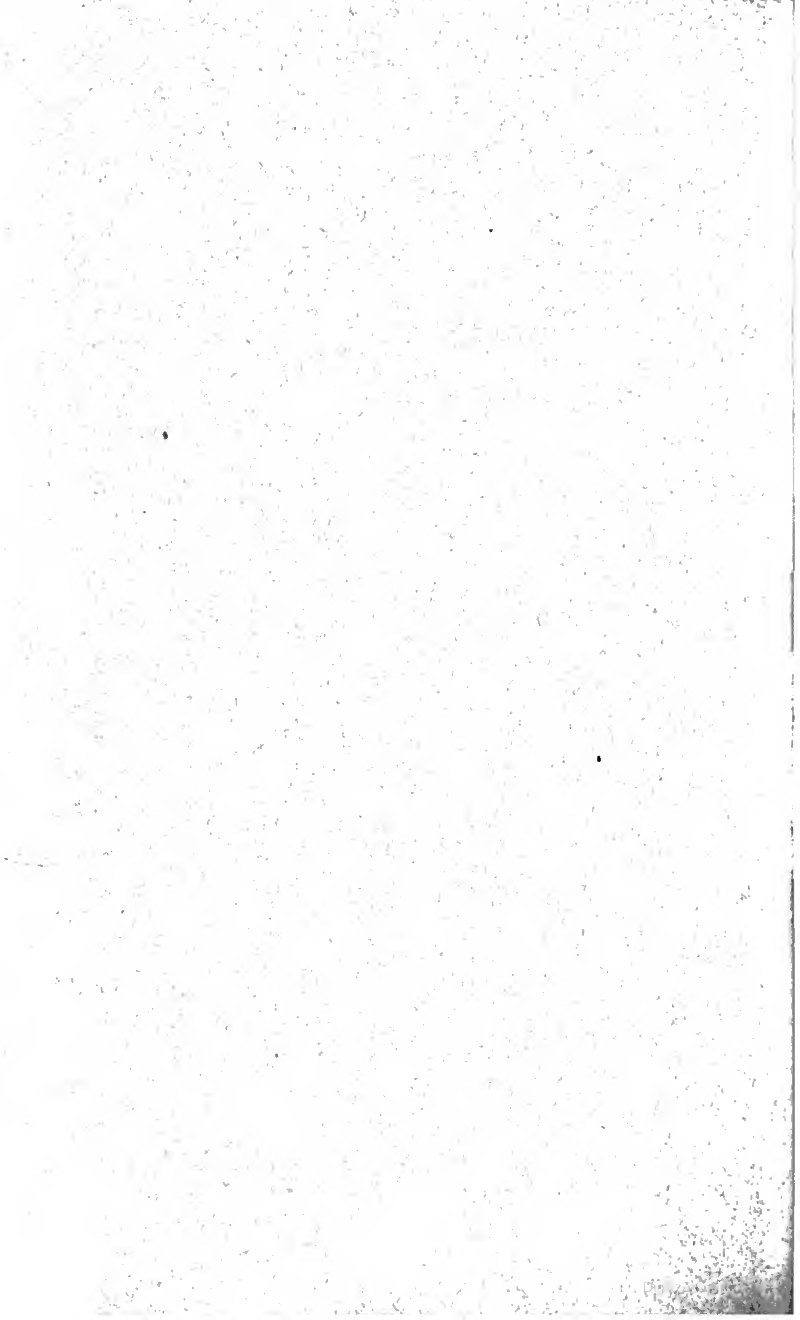
Zum wesen der universität und ihrer aufgabe als hochschule

Edmund Pfleiderer


SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG·
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS



ZUM WESEN
DER
UNIVERSITÄT
UND IHRER AUFGABE ALS
HOCHSCHULE.

Philosophische Reflexionen eines Schwaben gelegentlich des neuesten Angriffs auf einige wichtige württembergische Lehreinrichtungen.

VON

PROF. DR. E. PFLEIDERER.

Non scholae, sed vitae!

TÜBINGEN 1884.
VERLAG DER H. LAUPP'SCHEN BUCHHANDLUNG.

Druck von H. Laupp in Tübingen.

Dass die Flugschrift von Prof. Dr. Flach über »Württemberg und die Philologie«, Stuttgart bei Metzler 1884, gar vielen und mannigfachen Staub aufwirbeln werde, liess sich bei ihrem Gegenstand und Ton, sowie bei der grossen Zahl der tüchtigen Lehrer in unserem Lande zum Voraus erwarten, welche davon direkt oder indirekt betroffen werden. Der Letzteren Pflicht war und ist es, sachlich und ruhig, aber immerhin kräftig und energisch sich zu wehren, soweit sie sich beeinträchtigt glauben. Andernfalls würden sie das Verdikt, welches über sie und ihre ganze Schulung, passiv und aktiv verstanden, ergangen ist, durch ein unzeitig indolentes Schweigen nur bestätigen; denn das Stillesein ist in unserer Welt des Kampfs um's Dasein keineswegs in allen Fällen Gold.

Wenn aber auch ein Vertreter der Philosophie an hiesiger Hochschule sich bemüssigt fühlt, bei diesem Anlass die Feder sogar zu längeren Auseinandersetzungen und Reflexionen zu ergreifen, so ist es vor allem Weiteren nöthig, dass hiefür der Nachweis eines einigermassen zureichenden Grundes geliefert werde; denn in der obigen Schrift scheint ein solcher weder quantitativ noch qualitativ gegeben zu sein. Im Gegentheil werden Viele sagen, dass es nicht weise sei, »mit Kanonen nach Sperlingen zu schiessen«, oder also die ephemeren Aeusserungen eines Einzelnen durch allzuviel gegnerische Beachtung weit über Gebühr aufzubauschen. Dadurch leihe man ihnen ja auf unklug zweckwidrige Weise gerade erst das Gewicht, welches denselben von Haus aus offenbar fehlen würde. Ich kann im vorliegenden Falle diese Ansicht aus folgenden Gründen nicht theilen.

Der Angriff gegen den Stand und Betrieb der Philologie in Württemberg als einer noch in den Kinderschuhen steckenden

wird eröffnet mit einer Diatribe über und gegen die Philosophie. Nicht als ob den hiesigen Lehrern derselben zu nahe getreten würde, was ich ausdrücklich gleich an der Schwelle hervorhebe, um auch hiedurch allem Kommenden jeglichen persönlichen Stachel zu nehmen. Dagegen wird über das Fach als solches in einer Art geurtheilt und abgesprochen, dass nicht etwa blos seine theilweise hiesige Stellung im Komplex der Studienordnung, sondern sein Werth und seine Existenzberechtigung überhaupt kaum mehr in Frage kommen könnte. Um nicht so verstanden zu werden, hätte der Angreifer beinahe Wort für Wort anders reden müssen, als er in seinen abstrakten Antithesen über Wesen und Wirkung philosophischer und philologischer oder sonstiger Wissenschaft thatsächlich thut. Wer einmal Proklamationen schreibt, muss wissen, was er sagt; und wer das altehrwürdigste Fach angreift, soll seine Worte bedenken, ehe er sie in die Welt wirft.

Dass die Philosophie jedenfalls berechtigt ist, hiegegen zu reagiren, wird mir wohl Niemand bestreiten. Zur Bekleidung eines Amtes gehört ausser seiner richtigen inneren Verwaltung auch die eventuelle Defensive nach Aussen, die Wahrung seines Werths und seiner Würde gegen unbefugte Einrede und Behelligung. Leider bin ich im gegenwärtigen Augenblick der einzige ordentliche Vertreter desselben an unserer Universität, dem man eine solche Vertheidigung eventuell zumuthen kann. Denn wenn überhaupt etwas gesagt werden soll, so muss es sogleich geschehen und darf nicht länger auf sich warten lassen, als wären wir konsternirt und wüssten nicht zu antworten.

Trotzdem hätte ich es noch immer nicht für der Mühe werth gehalten, auf die Arena zu treten und eine Lanze für die »Königin der Wissenschaften« zu brechen; denn ihre Befehdung für sich allein ist diessmal denn doch von der Art, dass der Angriff in den Augen eines jeden Unbefangenen und Massvollbesonnenen von selbst zusammensinkt. Dagegen kann ich allerdings nicht umhin, dem scheinbar isolirten und zufälligen Einzelanlass eine philosophische Seite im weiteren Sinn des

Wortes abzugewinnen. Meines Erachtens regt derselbe, am Ende ohne sein genaueres Wissen und Wollen, Fragen von viel weiter tragender und geradezu prinzipieller Bedeutung an, welche es sich reichlich verlohnt, in leichtester Anknüpfung an diese Gelegenheit einmal gründlicher zu diskutiren.

Unter jener prinzipiellen Bedeutung verstehe ich ein Doppeltes. Fürs Erste hängt das Sein oder Nichtsein gerade der Philosophie, ihre frische und freudige Mitarbeit oder ihre Eliminirung aufs Innigste mit dem ganzen Sinn und Geist der Universität als einer Universitas litterarum zusammen. Weiterhin knüpft sich daran auch der richtige Begriff der Hochschule im Unterschied von der Akademie. In beiden Beziehungen hatten wir hier in Schwaben bisher überwiegend eine Auffassung und Praxis, welche ich nicht bloss für die wesentlich sachgemässe halte, sondern auch mit allen lebenswahren Verhältnissen und Bedürfnissen jedenfalls unseres Landes, sowie mit einer Reihe seiner sonstigen hochwichtigen Institutionen solidarisch verknüpft sehe.

Und so rede ich noch in einer zweiten Beziehung von einer vorliegenden Prinzipienfrage. Die neuesten Kundgebungen haben für mich lediglich ein unpersönlich symptomatisches Interesse. Es sind, wie Plato von den Indiskretionen der Sophisten sagt, die »Dogmen Vieler«, welche darin unverblümt und allerdings zum Theil in rücksichtslosem Extrem zum Ausdruck kommen. Es ist ein weitverbreitetes, vielleicht übermächtiges Prinzip, das in jener Schrift seinen Dolmetscher gefunden, Anschauungen von Universität, Hochschule, Wissenschaft etc., wie sie anderwärts weithin im Schwange sind und nun auch hier Einlass fordern, damit uns endlich aufgeholfen werde und wir nicht länger philologisch und sonst in den Kinderschuhen stecken bleiben. Was ich also im Folgenden bekämpfe, ist überwiegend noch nicht hiesige Art und Institution, wie ich ausdrücklich bemerke, möchte es aber werden, falls wir uns seine Richtigkeit aufreden lassen und seinem Drängen nachgeben.

Diese Ueberzeugung vor Allem, dass der neueste Angreifer nur der Vertreter oder wenn man will der Herold eines Prin-

zips ist, nimmt meinen Gegenreflexionen vollends jedes persönliche Gepräge, das mir an sich und in diesem speziellen Falle zweimal zuwider wäre. Ich möchte im Gegentheil betonen, dass man den Einzelnen, der es offen ausspricht, jedenfalls persönlich nicht darum ansehen und nicht im entsprechenden Tone bekämpfen sollte; so etwas muss tiefer angefasst werden, soll es nicht einen Schlag ins Wasser geben, das sich rasch wieder glättet. Eher könnte man einer solchen Publikation sogar Dank dafür wissen, dass sie die nächste äussere Veranlassung zu Besprechungen bietet, welche meiner Ansicht nach am Platz und an der Zeit sind. Bei dieser Gelegenheit wird sich auch das Richtige verwerthen lassen, was jene Veröffentlichung, freilich in schiefer Fassung, immerhin darbietet.

Durch das Gesagte breche ich auch dem voraussichtlichen Einwand die Spitze ab, dass ich im Folgenden »richtig philosophisch« gar nicht auf die Sache eingehe, sondern immer nur so obenhin rede. In der That ist es gar nicht die nächstvorliegende Sache mit ihrem philologischhistorischen und technischen Detail, was ich meinerseits im Auge habe und mit Interesse verfolge; dafür sind Andere kompetent, während ich für meine Person nicht über Dinge reden möchte, die ich wenig oder gar nicht verstehe. Dagegen steht mir das unzweifelhafte Recht zu, die Differenzpunkte auf ihren prinzipiell allgemeinen Gehalt anzusehen und vom Gesichtspunkt der Wissenschaftslehre und der praktischen Philosophie aus zu beleuchten.

Die mannhafteste Gestalt der neueren deutschen Spekulation, der markige J. G. Fichte, reduzirt einmal die Gebrechen der Menschennatur auf die drei schlimmen F, nemlich Faulheit, Feigheit, Falschheit in ihrer kettenartigen Verbindung. An dieses mahnende Wort unseres vielleicht grössten Ethikers muss ich mich freilich halten, wenn ich mich zum Schlusse eines ungewöhnlich geschäftsvollen Semesters der undankbaren Mühe dieser Reflexionen und ihrer Veröffentlichung unterziehe. Denn soviel Welt- und Menschenkenntniss besitze ich zum Glück, um mir selbst zu sagen, dass Manches, was ich in diesem Zusammenhange offen zu besprechen habe, über-

wiegendem Widerspruch oder sogar Hohn begegnen und jedenfalls von den tonangebenden Kreisen wenig günstig aufgenommen werden wird. Ich kenne den extrem empiristischen und geradezu »pneumatophoben« Realismus unserer Zeit und nicht minder ihren aristokratisch überspannten Intellektualismus sammt anderen Zügen und Bestrebungen, als deren Gegner ich mich in den folgenden Ausführungen bekennen und beweisen werde.

Und dennoch schien mir ein offenes Auftreten pflichtmässig und geboten zu sein. Auch wenn ich ihn auf das Prinzip reduzire, stellt der nächstveranlassende Angriff eine Reihe unserer wichtigsten Lehreinrichtungen, Anschauungen und Ueberzeugungen als fürder unvereinbar mit dem ächten Geist der fortschrittlichen deutschen Neuzeit dar. Ob das wirklich wahr ist und Glauben verdient? Meines Erachtens gewiss nicht; aber ich kenne den schwäbischen Stamm und eine seiner sehr tadelnswerthen Eigenschaften, welche hier bedenklich in Betracht kommt. Mit einem entschieden reizbaren, nur selten entsprechend thatkräftigen Selbstbewusstsein verbinden wir die entgegengesetzte Neigung, in welcher sich allerdings ein gemeinsam deutsches Erbübel, nemlich die Anbetung des Fremden und Untertaxirung des »nicht weit her seienden« Eigenen seltsam konzentrirt und lokalisirt. Ich leugne es gar nicht, dass ich in allererster Linie meine engere Heimath im Auge hatte, wenn ich in meinem Schriftchen über »Kosmopolitismus und Patriotismus« (Deutsche Zeit- und Streitfragen, III, 36, Berlin 1874) sagte: »Es ist ein bekanntes Wort, dass der Prophet nichts gilt in seinem Vaterland.« Ob aber diess nicht doch nur von der näheren Umgebung in Raum und Zeit wahr ist, welche aus allerlei Gründen über der augenfälligen Schaale eines Mannes den Kern leicht übersieht? Die rein empirische Betrachtung bleibt an der Erscheinung hängen. »Ist er nicht des Zimmermanns Sohn?« fragt sie selbst bei den grössten Baumeistern der Weltgeschichte. »Kennen wir nicht seine Brüder und Schwestern?« Darin regt sich schon der Neid, der sich vornehmlich aufs Nahe und äusserlich Gleichgeordnete wirft, während er bei dem Fernen oder Allzu-

hohen in seiner Vergleichung verstummt. Der athenische Ostrazismus ist darum ein tiefmenschlicher Charakterzug, der sich bis auf den heutigen Tag noch nicht verloren hat, sondern hie und da in dem kleinlicht-neidischen Eliminiren und Hinausdrängen der Tüchtigsten aus dem engeren jeweiligen Kreis erweist« und, möchte ich hinzusetzen, nach dem drastischen Wort bei Helvetius verfährt: si quelqu'un excelle parmi nous, qu'il aille exceller ailleurs!

Und so fürchte ich denn auch im vorliegenden Falle, wenn sich keine gründliche Gegenstimme erhebt und wenigstens das Gleichgewicht herstellt, dass die Schwaben wieder einmal der Heruntersetzung ihrer eigenen Einrichtungen und Anschauungen durch einen Nicht-Schwaben neben aller Animosität zum Voraus einen unverhältnissmässigen geheimen Respekt entgegenbringen und ihm trotz Allem und Allem dennoch so halb und halb glauben würden; diess zumal, wenn der Angriff durch die entsprechende Sicherheit und Apodiktizität seines Auftretens zu imponiren weiss — Eigenschaften, die uns wiederum mehr fehlen, als in der modernen Welt heilsam und nützlich ist!

Um endlich die Angabe des zureichenden Grundes für mein Auftreten noch durch ein letztes Moment zu vervollständigen, so hebe ich hervor, dass die Auffassungen, die ich nachstehend bekämpfen werde, Punkt für Punkt das diametrale Gegentheil dessen sind, für was ich seit Jahren öffentlich, sowohl literarisch als lehrhaft eingetreten bin. Ich würde also meine eigene, Vielen wohlbekannte Ueberzeugung feige und charakterlos desavouiren, wenn ich es nicht auch heute wagte, dafür einzutreten. Das hiesse aber doch wohl in der Rücksichtsnahme zu weit gehen!

Im unmittelbaren Anschluss an das soeben Gesagte erlaube ich mir, meine Reflexionen mit einem längeren Citat aus meiner Rede »über die Philosophie und das Leben«, Tübingen bei L. F. Fues 1878, zu beginnen. In ihr habe ich mich vor sechs Jahren beim Antritt der hiesigen Lehrthätigkeit genau

mit derselben Streitfrage beschäftigt und wie ich glaube unmissverständlich auseinandergesetzt, welche jetzt wieder in vorderer Linie auf dem Schauplatz erscheint. Ich gestatte mir diese Erinnerung, da ich selbstverständlich nicht annehmen kann, dass eine solche rasch vorübergehende und lokale Kundgebung noch heute im Gedächtniss des Publikums sei. Und ich thue es nicht, um mich selbst zu citiren; denn ich könnte dasselbe recht wohl auch mit neuen und anderen Worten sagen; sondern ich will damit nur, wie auch durch spätere Citate augenscheinlich beweisen, dass in der That eine principielle Frage von viel älterem Datum und nicht erst von gestern her vorliegt, zu deren Mitdiskussion ich das offenbarste Recht habe.

Am genannten Orte hatte ich nun in einem ersten Theil auseinandergesetzt, wie ich mir das Verhältniss der Philosophie zum Leben theoretisch denke, nemlich im Sinne eines ächten Kritizismus. »Die Philosophie erwächst aus dem Leben und stützt sich stets auf dasselbe, wobei aber gewiss ein kritischbesonnenes wohlgezügeltes Denken nicht entfernt als etwas Lebensfremdes, sondern geradezu als die höchste und schönste Blüthe des Lebens selber zu betrachten ist. — Es sei mir nunmehr verstattet, fürs Zweite auch darauf hinzuweisen, wie und worin umgekehrt die Philosophie auf das Leben zurückzuwirken hat. Denn weitverbreiteten Vorurtheilen gegenüber soll sie auch hierin allem anderen Wissen in der Befolgung der alten Regel sich praktisch mindestens gleichstellen: Non scholae, sed vitae! Was zuerst die lehrhafte Seite der philosophischen Thätigkeit betrifft, so fordert es schon ihr Begriff der allumfassenden Prinzipienwissenschaft, dass sie möglichst allen Fakultäten sich darbiete und sie in geeigneter Weise sämmtlich ins Interesse ziehe. Ich will die immer mehr sich häufenden Klagen über steigende Arbeitstheilung und Zersplitterung des wissenschaftlichen Universitätslebens nicht wiederholen. Sind sie doch zusammt den eventuellen Heilungsmitteln des unleugbaren Schadens erst vor Kurzem an dieser Stelle von kompetentester Seite konstatirt und zum Ausdruck gebracht worden

(Rede des Kanzlers Staatsrath Dr. von Rümelin zur akademischen Preisvertheilung am 6. Nov. 1877). Bezeichnend ist nur, dass neuerdings dasselbe Gefühl auch auf demjenigen Boden zu reagiren anfängt, wo die moderne Detailirung und mikroscopische Zerlegung der Wissenschaft naturgemäss am stärksten ist. Ich verweise in dieser Hinsicht auf den sehr bedeutsamen Aufsatz eines Würzburger Mediziners, der im letzten Jahr in den Grenzboten erschienen ist. Ein Gegengewicht gegen jene Gefahr bildet nun anerkannter Massen vor Allem die Philosophie mit ihrem centripetalen Zug gegenüber von dem mehr centrifugalen Streben der Einzeldisciplinen. Aber freilich, wenn auch ihr Begriff als zusammenhaltender Einheitswissenschaft noch so klar festgestellt und allgemein in thesi anerkannt ist, wenn auch ihr Vertretensein im akademischen Organismus den realen Einheitspunkt faktisch darstellt, — diess allein hilft wiederum in praxi nichts ohne lebendige Antheilnahme der konkreten Persönlichkeiten. Die blos abstrakte, an sich seiende Einheit alles Wissens und Forschens bei allem detailirenden Fortgang der Entwickelung wäre ja schliesslich schon durch das Institut der Bibliotheken gewährleistet, wo gleichfalls die Bücher sämmtlicher Fächer, aber nur in unlebendiger Aeusserlichkeit hart bei einander ruhen und die todte Summe des jeweiligen Wahrheitsbesitzes repräsentiren.

Wenn ich nicht irre, obwohl meine Kenntniss des hiesigen Bodens nicht erst seit Kurzem datirt, so herrschen an unserer Tübinger Universität vielleicht mehr als sonst in Deutschland tiefgewurzelte traditionelle Vorurtheile, welche die Philosophie überwiegend als ein Appendix der Theologie und ebendamit als Luxus für die anderen Fakultäten betrachten. Die lokalen Gründe hiefür liegen auf der Hand. Unsere beiden umfangreichen und hochwichtigen theologischen Anstalten haben eine gründliche Beschäftigung mit der Philosophie sogar als obligate Vorstufe der späteren Fachstudien seit alten Zeiten zur Regel für ihre Mitglieder gemacht. Jedenfalls dürfte unsere württembergische Geistlichkeit beider Konfessionen durch ihre ungewöhnlich gediegene wissenschaftliche Bildung und nament-

lich durch ihren verhältnissmässig hohen Grad von toleranterer Weitherzigkeit beweisen, dass sie seinerzeit nicht umsonst auf der Hochschule vom Flügelschlag des philosophischen Eros stärker gestreift wurde. Ich muss nun weiter jene Logik ganz entschieden anfechten, welche in traditioneller Unmittelbarkeit schliesst: Was für die Eine Fakultät immerhin erspriesslich und notorisch heilsam ist, das ist eben spezielle Fakultätssache, ergo für uns Andern entbehrlich oder gar schädlich. Ja, wenn sich irgend nachweisen liesse, dass die Philosophie ihrem Wesen und Begriff nach zu irgend einer Fachwissenschaft in weit näherer Beziehung stehe, als zu einer anderen! Wir haben aber gefunden und als ziemlich allgemeines Anerkenntniss aller Kompetenten hervorheben können, dass gerade das Gegentheil der Fall ist. Sie ist die unpartheiische Prinzipienwissenschaft für Alle ohne Ausnahme. Damit ist nicht ausgeschlossen, dass sie sich im wechselvollen Laufe der Entwickelung bald mehr diesem, bald mehr jenem Specialfach mit besonderer Theilnahme zuwendet, jenachdem die gesammte geistige Saison das eine oder andere wissenschaftliche Partialgebiet in den Vordergrund des Zeitinteresses stellt und eine philosophische Mitbearbeitung desselben ausdrücklich verlangt. In diesem Sinn könnte ich mir z. B. auch das sogenannte Bündniss der Philosophie mit der Naturwissenschaft gerne gefallen lassen, von dem heutigen Tags viel die Rede ist oder wenigstens bis vor Kurzem war. Nur kann ich nach den früheren methodologischen Darlegungen wirklich nicht einsehen, dass und inwiefern die Naturwissenschaft bleibend und an sich eine viel intimere Verknüpfung mit der Philosophie hätte, als die Reihe der anderen Disciplinen. Meines Erachtens ist es hierin gerade wie mit dem Staat, der in ähnlicher Weise die reale Einheitspotenz der verschiedenen gesellschaftlichen Bestrebungen und Arbeitskreise darstellt, wie unser Fach es ideal auf wissenschaftlichem Gebiete thut. Jener trug successive im Schwanken der Geschichte eine theologische, dann eine juridische und nationalökonomische, heutigen tags aber ganz unverkennbar eine medizinisch-naturwissenschaftliche Färbung als hervorstechendes Zeitkolorit.

Seiner Idee nach aber ist er die Einheitsmacht, welche in voller Unpartheilichkeit die sämmtlichen genannten Interessen gleichmässig hegen und pflegen und zu keiner Zeit ein einzelnes derselben völlig ignoriren soll.

Um auf unseren Zusammenhang zurückzukehren, so liesse sich vielleicht umgekehrt sagen, dass gerade die Theologie sich dermalen nicht im Punkte des Perihelium gegenüber von der Philosophie befinde, sondern dass für diese eine Reihe anderer Fragen, wie die schon genannten naturwissenschaftlichen oder namentlich die sozialpolitischen, juridischen und ethischen eine dringendere Arbeitsaufforderung enthalten. Doch will ich im Allgemeinen kein zu grosses Gewicht auf diese leichteren Schwankungen legen, welche die Intimität der Universalwissenschaft zu den Einzelfächern jeweils zeitgemäss modifiziren, und halte dafür um so entschiedener an dem bleibend und kernhaft Wahren fest, dass keine von den Fakultäten es je zu bedauern haben wird, wenn sie den frischen Lebenszusammenhang mit dem Centrum sich thätlich, wenn auch natürlich in völlig freier Antheilnahme bewahrt. Unser schwäbischer Stamm schmeichelt sich nicht selten, dass unter seinen schönen Gaben besonders eine entschiedene Neigung und Naturanlage zu philosophisch eindringendem Denken enthalten sei. Und gewiss hat die Geschichte auch auf diesem Gebiet einige ganz hervorragende Namen aus unserem engeren Heimathsbezirk ehrenvoll zu verzeichnen. Es schiene mir aber sehr verkehrt, wenn man in einer gewissen bequemen Selbstzufriedenheit sich mit jenem schmeichelnden Bewusstsein begnügen wollte, statt umgekehrt darin einen Sporn zu einer um so lebhafteren und allgemeineren Kultur der philosophischen Interessen zu sehen *).

---

*) Diese früheren Bemerkungen über hiesige Verhältnisse im Unterschiede vom übrigen Deutschland habe ich angesichts des neuesten Angriffs heute zu modifiziren. Derselbe glaubt im Sinne der deutschen Mehrheit gegen die Philosophie als überlebtes, insbesondere schwäbisches Mittelalter losziehen zu sollen; und in der That lauten preussische Regulativbestimmungen, die er anführt, mit ihrer Kühlheit gegen die Philosophie bis ans Herz hinan, so ziemlich darnach, als ob dort

Hiezu kommt in unseren Tagen noch ein weiteres Moment in Betracht, welches die allseitige Bedeutung der Philosophie für das Universitätsstudium in ein helles Licht zu stellen vermag. Im genauen Gegensatz zur wachsenden theoretischen Arbeitstheilung und zur Konsignirung auf die einzelnen Berufsfächer verfolgt die moderne Welt in praktischer Hinsicht ganz unverkennbar die umgekehrte Tendenz. Hier geht sie aus auf steigende Aufhebung der bureaukratischen Fachbeschränkung und Schablonisirung; sie trachtet nach einer immer grösseren Solidarität und universalen Weite der Interessen, wie der Bestrebungen. Selbstverwaltung, Presse, Parlamente und freiere Vereine — sie alle zeigen eine beträchtlich erhöhte Publizität und Gemeinsamkeit des neuzeitlichen Lebens, der sich kein Gebildeter mehr entziehen kann und darf. An sich ist das gewiss ein Kulturfortschritt. Nur wäre wohl nicht selten bei derlei Verhandlungen Aller über Alles, oder doch Vieler über sehr Vieles der fromme Wunsch in aller Bescheidenheit erlaubt, dass doch auch da und dort ein etwas prinzipielleres Verständniss walten möchte und mehr Sinn und Interesse namentlich für die innere geistige Tragweite dieser oder jener Frage verbreitet wäre. Zweifellos ist das praktische Leben selbst die fortgehende Schule hiefür. Daneben wäre es jedoch sicherlich gut und heilsam, wenn am Kulminationspunkt des rein theoretischen Lernens, also auf der Hochschule, wenigstens der Blick für diese künftigen Lebensprobleme gründlich erschlossen und die richtige Sehweite des geistigen Augs für

---

wenigstens die staatlich-offizielle Sympathie für dieselbe eine recht mässige wäre, wofür mir allerdings auch sonst schlagende Belege zu Gebot stehen. — Im Uebrigen bleibt der diametrale Gegensatz zwischen mir und jener Ansicht derselbe. Was ich früher wohl zu stark und in Ueberschätzung des philosophischen Interesses im übrigen Deutschland als einen lokalen hiesigen Uebelstand vornemlich in der studentischen Tradition bezeichnete, und wogegen ich mich aus allgemeinsachlichen wie aus Gründen unserer speziellen Stammesanlage hier vor Allem ganz entschieden erklären muss, das will die gegnerische Anschauung gerade umgekehrt als das einzig Normale fixirt wissen.

immer hergestellt würde. Ich kann mir nicht versagen, in dieser Hinsicht besonders auf Einen Stand und Beruf, nemlich den ärztlichen ausdrücklich hinzuweisen und ihn desswegen besonders hervorzuheben, weil er den faktischen Verhältnissen gemäss allenthalben und schon seit längerer Zeit den philosophischen Interessen sich am fernsten stellt. Und doch wäre ihm neben seiner unmittelbaren körperlichen Heilthätigkeit zugleich eine ganz hervorragende Kulturmission in unserer modernen Zeit zu vindiziren. — Desshalb aber würde es von grossem Werthe sein, wenn die hervorragend einseitige Bildungslaufbahn unserer Mediciner wenigstens einige verbessernde Erweiterung erführe. Sie, die eminent berufenen weltlichen Vertreter wahrer Humanität, sollten schon vor dem nachhelfenden praktischen Leben mehr nach der goldenen Regel erwachsen: Nil humani a me alienum puto. Sie sollten zu ihrem schönen, ohne emphatische Uebertreibung geradezu als profan priesterlich bezeichenbaren Amte zum mindesten mit einem guten Tropfen philosophischen Oels gesalbt sein. Denn mehr als irgend einem einzelnen Fach fällt für sie wie für alle anderen Fakultäten jene vielseitig anregende Vorbereitungsarbeit auf das spätere Leben dem Universalfach der Philosophie zu, welche hiermit ihren lehrhaften Tribut an dasselbe abstatten möchte. Ist es doch sehr wahr, was unser Schelling einmal sagt: Könnte man aus dem Staat und öffentlichen Leben Alles herausziehen, was darin — geradezu — Metaphysik ist, sie würden auf gleiche Weise zusammenbrechen. Wahre Metaphysik ist die Ehre, ist die Tugend; wahre Metaphysik ist nicht nur Religion, sondern auch die Ehrfurcht vor dem Gesetz und die Liebe zum Vaterland. — —

Durch ihre Erscheinungszeit schon vor sechs Jahren stehen diese Darlegungen dem heutigen Streit um Philosophie und Fachwissenschaften in objectivster Ruhe gegenüber. Aber der Leser wird zugeben, dass sie allerdings das möglichste Gegentheil zu dem neuesten Versuche sind, die Philosophie als Jugendverderberin, wie bereits die Ankläger des Sokrates sagten, entweder ganz zu eliminiren oder doch als höchstens

gut genug für die Theologen in den akademischen Winkel zu stellen. Ich will der Theologie durchaus nicht zu nahe treten und habe insbesondere vor dem praktisch theologischen Amte allen Respekt, wesshalb mir z. B. auch gute »Landpfarrer« für ein Land erheblich wichtiger und werthvoller und selbst kulturgeschichtlich unverhältnissmässig bedeutsamer erscheinen, als manches Andere, was sich vor der Welt weit glänzender gibt. Ich denke, wenn irgend ein deutsches Land, so sollte Preussen mit seinen geradezu trostlosen theologischen Zuständen diess zu würdigen wissen. Desshalb verräth es eine zweifelhafte Logik, das einerseits gelegentlich anzuerkennen und andererseits doch die Heranbildung guter »Landpfarrer« mit souveränem Spott als den denkbar geringsten aller Erfolge zu bezeichnen. — Zur Sache aber kann ich mich trotz alledem in keiner Weise damit zufrieden geben, wenn der Philosophie auf der Universität als letztes Eckchen lediglich noch die Unterkunft bei der Theologie vergönnt werden soll, was überdem jedenfalls im Sinn und Mund unserer Kulturkämpfer soviel heisst, als sie mit auf den Aussterbeetat setzen.

Um indessen mit der bisherigen Betonung des Allgemeinwerths der Philosophie für sämmtliche Fächer nicht blos Ansicht gegen Ansicht stehen zu lassen, wobei sich immer noch streiten liesse, wer Recht hat, appellire ich an einen Grösseren, den man doch wohl gerade in unseren Tagen allgemein und in sämmtlichen deutschen Landen als kompetente Auktorität anerkennt. Ich meine den alten Königsberger Weisen, der im Schlussabschnitt seines klassischen Hauptwerks überaus treffend nicht sowohl auf den Gegensatz oder gar Widerspruch, als vielmehr auf die Koordination zweier entgegengesetzt gerichteter Tendenzen und Interessen in unserer Vernunftanlage als solcher hinweist. Auf der Einen Seite steht das Interesse der Vernunfteinheit oder die Maxime der Homogeneität, wie er es nennt und mit der Formel kennzeichnet: entia praeter necessitatem non esse multiplicanda; auf der andern Seite erhebt sich die Maxime der Spezifikation mit der Formel: entium varietates non temere esse minuen-

das. »Das ist kein wahrer Widerstreit, sondern blos ein verschiedenes Interesse der Vernunft, welches die Trennung der Denkungsart veranlasst. In der That hat die Vernunft nur ein einziges Interesse, und der Streit ihrer Maximen ist nur eine Verschiedenheit und wechselseitige Einschränkung der Methoden, diesem Interesse ein Genüge zu thun. Auf diese Weise vermag bei diesem Vernünftler mehr das Interesse der Mannigfaltigkeit, bei jenem aber das Interesse der Einheit. — Auch äussert sich dieses an der sehr verschiedenen Denkungsart der Naturforscher, deren einige (die vorzüglich spekulativ sind) der Ungleichartigkeit gleichsam feind, immer auf die Einheit der Gattung hinaussehen, die andern (vorzüglich empirische Köpfe) die Natur unaufhörlich durch so viele Mannigfaltigkeit zu spalten suchen, dass man beinahe die Hoffnung aufgeben müsste, ihre Erscheinungen nach allgemeinen Principien zu beurtheilen.«

Der besonnenste unter unseren deutschen Denkern hat hiemit auf eine unaufhebbare Duplizität in unserem Vernunftleben hingewiesen, welche sich nach seiner eigenen Andeutung ziemlich genau mit dem Unterschied des philosophischen und fachwissenschaftlichen Interesses decken dürfte. Die centrifugale und spezialisirungslustige Neigung des letzteren mit seinem Bedachtsein auf steigende Arbeitstheilung rechtfertigt der Eine unserer grossen Dichter mit dem Worte: In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister! Die centripetale Tendenz des Ersteren, welche immer wieder Resümirung und Einheit verlangt, vertritt der andere der zwei Weimarer Dioskuren, unser Schiller, mit dem Worte: Immer strebe zum Ganzen, und kannst Du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schliess' an ein Ganzes Dich an!

Das Wahre ist natürlich die harmonische Durchdringung und gegenseitige Bindung beider Momente; aber im realen Leben werden sie ähnlich den politischen Unterschieden von konservativ und liberal meistens nur gesondert auftreten. Es kann z. B. sein, dass sie sich alternirend in ganze Zeiten und ihre Stimmung theilen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts herrschte allenthalben in der Wissenschaft und gerade auch

in der Naturwissenschaft der Einheitszug; dann trat im Gegendruck der andere an seine Stelle; aber für den tiefer Sehenden ist dessen beste Zeit bereits wieder um, wenn auch die Masse es wie immer noch nicht merkt. Für's Andere ist es möglich, dass verschiedene Nationalitäten oder aber in Einer Nation verschiedene charakteristische Stämme und Glieder derselben sich durch ein Vorherrschen des einen und andern Zugs unterscheiden. Irre ich nicht, so ist eben in unserem Fragepunkt das norddeutsche Naturell von Haus aus ein etwas anderes, als das süddeutsche und speziell schwäbische. Hegel würde die Differenz als diejenige der atomistischen Diskretheit und der substanziellen Kompaktheit bezeichnet haben. Es ist gewiss kein Zufall, dass gerade der genannte grosse Systematiker Hegel und ebenso sein Genosse Schelling aus Schwaben hervorgegangen sind, beide nicht blos Philosophen ersten Rangs, sondern zugleich solche, bei welchen die allgemeinphilosophische Einheitstendenz ein Maximum erreicht hat. Wer die stolze Berufung auf diese Söhne unseres Stammes mit höhnischem Lächeln begrüsst, dem bedaure ich abermals bemerken zu müssen, dass seine Uhr ein wenig hinter der Zeit zurückgeblieben ist. Denn die Verachtung und Schmähung Beider, wie sie seit den vierziger Jahren üblich war, dürfte nun wohl am längsten gedauert haben und bereits die Erkenntniss durchbrechen, wie jene gewaltigen Titanen des Geistes zwar immerhin Menschenunmögliches, aber keineswegs Menschenunwürdiges unternommen haben, vielmehr für alle Zeiten eine Ehre für ihre Nation und speziell für ihren Stamm sind. Zum Beleg, dass diess nicht meine, allerdings von jeher gehegte Privatansicht ist, berufe ich mich auf den ersten der neuesten Philosophen, auf Lotze. Ursprünglich ein bloser Gegner jener Spekulation und durchweg ein fast skeptisch exakter Denker führt er dennoch in seinem letzten abschliessenden »System der Philosophie« namentlich über Hegel eine wesentlich andere Sprache, als früher, und gedenkt seiner wiederholt mit grösster Hochachtung. Aber noch ein Schwabe, der bereits genannte Schiller diene als neutralere, weil allgemein anerkannte Ge-

stalt zum Beweis, wie tief und unausrottbar nun eben einmal der geistige Einheitszug und eine gewisse Antipathie jedenfalls gegen das Extrem der wissenschaftlichen Diskretion und Arbeitstheilung in unserem Blute liegt. Keiner klagt so sehr wie er z. B. in seiner »aesthetischen Erziehung des Menschen« und anderen seiner vortrefflichen Aufsätze über den schweren Schaden der steigenden Bornirung und Einengung auf das Spezialitätenthum; keiner verlangt so nachdrücklich das menschenwürdige, die Einheit und Harmonie herstellende Gegengewicht, welches er als Künstler natürlich vorzugsweise im Moment des Aesthetischen findet.

Wenn ich es vorhin wagte, sogar Schelling und Hegel zu meinen Gunsten anzuführen, welche doch angeblich die schlagendsten Beweise für die Verwerflichkeit der Philosophie und zumal dieser schwäbischen Sorte sind, so habe ich ja bei aller Restriktion ihrer üblichen Verachtung selbst auch schon das unhaltbar Extreme ihrer Richtung zugestanden. Allein das ist in ganz Deutschland und so nicht minder hier längst abgethan, wie Jedermann weiss, und wahrlich kein Grund vorhanden, um eine Ansteckung etwa der Jugend durch ihre Fehler zu besorgen. Vielleicht sind wir eher nur zu exakt geworden! Falls indessen überhaupt ein Extrem sein müsste und zu Recht bestünde, so wäre mir offen gestanden das Hegel'sche mindestens eben so lieb, als das entgegengesetzte. Herbart ist zwar ein Philosoph, neigt aber seiner ganzen Denkweise nach völlig auf die Seite der exakten Fachwissenschaften. Desshalb passt wohl auch in unseren Zusammenhang die überaus treffende Vergleichung, welche ein naturwissenschaftlich so anerkannter Mann wie Fechner in seiner »philosophischen und physikalischen Atomenlehre« zwischen Herbart einerseits und Schelling-Hegel andererseits mit den Worten anstellt: »Immerhin zieh' ich den kühn ausschauenden weittragenden Blick von Schelling und Hegel weit vor dem spintisirenden, das Enge noch verengenden von Herbart, ihre Welt voll gewaltiger, einander fassender, haltender, tragender Nebelbilder den einzelnen Nebelbläschen, in die er die Welt zerfällt; die Hand, die sich ins Blaue streckt, die Welt

mit Einem Griffe zu umspannen, der Hand, die sich anschickt, sie in Staub zu zerreiben; Beides ein gleich vergebliches Bemühen; doch jenes Streben ist wenigstens gerichtet auf das, was ist, das Hohe, das Ewige, das Unendliche, das Ganze, und die Menschenhand verwechselt sich nur bald mit Gottes Hand, bald das Greifen nach dem ganzen Weltinhalt mit dem ganzen Inhalt; indessen die andere das Werk von Gottes Hand zertrümmert und Gott selbst als ein Stäubchen mit unter die Trümmer wirft. Doch wie ich das Blatt wende, bedenke ich auch wieder, Herbart zerreibt doch die Welt nur desshalb, um das nicht weiter Zerreibbare zu finden, tritt doch ursprünglich auf ein Festes, ist's auch nur, um es zu zertreten, indess man in der flüssigen Welt von Jenen umsonst nach dem Strohhalm sucht, an dem sich zu halten. Und so ist's freilich kein Wunder, wenn Mancher, um dem Ertrinken zu entgehen, sich lieber auf den Sand werfen lässt, hat er schon darauf statt des Ertrinkens nur das Verhungern zu erwarten.«

Trefflich sind hiemit dem Worte nach zwar innerhalb der Philosophie, aber der Sache nach zugleich für philosophische Universaltendenz und exakt fachwissenschaftliche Specialisirung die beiderseitigen Extreme geschildert und gegen einander abgewogen. Selbst der berühmte philosophische Hochmuth ist gestreift, der auf dem ersteren Wege weniger die Meister, als die Schüler eine Zeit lang berauschte. Allein gerade die Philosophie hat wie die Waffe der Sage die Kraft in sich, rasch die Wunde auch wieder zu heilen, die sie geschlagen, und den Schaden abzustellen, welchen sie immerhin vorübergehend in Zeiten ihrer höchsten Spannung angerichtet hat und anrichten kann. Jener »Hochmuth« wird sich allezeit bald abdämpfen zu dem »hochgemuthen« Sinn, der allerdings nicht glaubt, am Staub der Ebene kleben zu müssen, sondern es menschenwürdig wagt, in die Höhen und Tiefen des Universums auszuschauen. Unfehlbar wird sich aber eben diese Erhebung mit dem demüthigen Gefühl verbinden, wie gar nichts wir Atome in diesem Universum sind und wie gar nichts auch unsere stolze Weisheit, die auf Schritt und Tritt an Räthsel stösst, welche nur die glückliche Unbildung für

Selbstverständlichkeiten hält. Der bescheidenste Mensch des klassischen Alterthums war der Philosoph Sokrates, welcher allein unter den Athenern wusste, dass er nichts wusste, während die Sophisten sich wunder wie klug und weise vorkamen.

Wenn jede Einseitigkeit auf die Spitze getrieben zum Hochmuth und zum profanen Wahn des »Alleinseligmachenden« ausschlägt, so gilt diess natürlich eo ipso auch von der extremen Einseitigkeit eines fachwissenschaftlichen Spezialistenthums. Nur dass dann dieses weit weniger, als die Philosophie, die Naturheilkraft der Selbstbesinnung in sich trägt; denn Dämpfen und Einengen ist bekanntlich bei jedem Krankheitsprozess weit leichter und rascher geleistet, als Heben und Erweitern. Daher zeigt denn auch die unbefangene Erfahrung, wie die Bornirung des Spezialistenhochmuths viel gefährlicher ist. Ihm eignet eine oft geradezu fanatische Intoleranz oder die komplete Unfähigkeit, irgend etwas ausser seinem beschränktesten Eigenen als gleichfalls zu Recht bestehend anzuerkennen. Das aber haftet weit zäher und ist viel schwerer zu beseitigen, als die vorübergehende Verirrung des philosophischen Hochflugs.

Und auch abgesehen von diesem mehr ethischen Momente erweist sich das spezialistische und antiphilosophische Extrem als mindestens gleich unhaltbar, oder geradezu als widersinnig und unnatürlich. Kant nennt diess Wesen einmal treffend ein geistiges Cyklopenthum, versehen mit Einem immerhin grossen Auge für ein beschränktes Gesichtsfeld, aber völlig blind und unempfänglich für Alles, was jenseits desselben liegt. Ganz so finden wir das bekannte, in diesem Zusammenhang unvermeidliche Sprüchwort vom Wald und den Bäumen bei einem Manne angewandt, der meines Wissens doch als ein sehr tüchtiger älterer Philolog gilt, nemlich K. F. Hermann, wenn er in der Einleitung zu seiner Kultur- und Literaturgeschichte der Griechen und Römer wörtlich sagt: »Mancher lebt und stirbt heutzutage im Dienste der Wissenschaft, ohne vor lauter Bäumen je einen Wald gesehen zu haben.« Freilich! wer darf doch auch, ohne einen schweren Verstoss

gegen die nominalistische Exaktheit zu begehen, in unserer Zeit überhaupt noch von einem Walde reden? Gibt es ja in re nur lediglich individuelle Bäume! Oder vielmehr ist auch diess noch ein dilettantischer Universalismus, der nur so in Bausch und Bogen zufährt, statt zu bedenken, wie das sogenannte Baumindividuum sich in die weit realeren Theilindividuen bis herunter zur Zelle oder noch genauer zum Atom zerlegt. Hic Rhodus, hic salta! Wer wirklich exakt sein will, der photographire, so es möglich ist, diese letzten wahren Realien und gebe jedem sein nomen proprium. Denn die schlechte Gewohnheit unseres Denkens und Sprechens mit den ewigen Abstraktionen und Allgemeinbegriffen ist bereits ein unverzeihlicher philosophischer Dilettantismus, der uns hienach leider tief in der Natur zu stecken scheint und am Ende kaum auszutreiben ist, ohne alsbald wiederzukehren.

Doch Scherz bei Seite und zur Sache! Jeder Besonnene weiss, dass all unser Thun und Treiben, und so auch eine seiner höchsten Formen, die Wissenschaft im Grossen und Ganzen, ein ausserordentlich weit und fein verzweigtes System von Mitteln und Zwecken ist. Die Einen Bestrebungen nun haben mehr den Charakter des Mittels oder der vorarbeitenden Aussaat, die Anderen stärker den des Zwecks und der Ernte, ob sich nun die Beiden auf verschiedene persönliche Träger vertheilen oder aber in einem und demselben vereinigen. Wer wird bei dem vernunftnothwendigen Korrelationsverhältniss von Mittel und Zweck das Eine oder Andere verachten und für entbehrlich erklären dürfen? Mag immerhin Zweck und Ernte sachlich das Grössere sein, so wären sie eben einfach nicht möglich ohne Mittel und Aussaat, denen damit gleichfalls ihr voller Werth verbleibt. Das Treffendste über ihr Werthverhältniss sagt wieder ein Philosoph, jedoch Einer von der exakten Seite, somit nothwendig eine Auktorität für die Gegner. Ich meine Lotze's Lebensmotto in den Worten: »Und wie in der Erkenntniss, so schien es uns im Leben die Summe der Weisheit, das Geringe nicht zu vernachlässigen, aber es nicht für gross auszugeben; und für das Grosse sich zu begeistern, aber im Kleinen getreu zu sein«.

Um ein konkretes Beispiel zu wählen, das mir besonders nahe liegt und bei welchem sich gerade Philosophie und Philologie ungewöhnlich nachbarlich berühren, so erinnere ich an die Geschichte der griechischen Philosophie. Es ist bekannt, wie eigenthümlich misslich es bei ihr mit den Quellen bestellt ist: hier Fragmente zum Theil von minutiöser Art, dort Falsate, dort Einschiebsel und redaktionelle Konfusionen der schlimmsten Sorte. In der That! Hier Ordnung zu schaffen ist ein Geschäft, das die grösste Mühe erfordert, an dem schon lange gearbeitet worden ist und das der Natur der Sache nach gar nie zum völligen, restlos befriedigenden Abschluss gebracht werden kann. Sollen wir nun mit dem Schöpfen und Trinken aus diesen Quellen warten, bis sie absolut tadellos gefasst und vom letzten fremden Stäubchen befreit sind? Dann dürften wir wie gesagt bis ad calendas graecas oder bis an das Ende aller Tage warten. Zugleich aber wäre alsdann wahrlich nicht abzusehen, zu was die enorme Zeit, Kraft und Mühe an Etwas wenden, das ausdrücklich nie verwendet werden sollte oder dürfte. Im Begriff einer Quelle liegt, dass aus ihr geschöpft wird, sonst hat sie lediglich keinen Sinn und Werth. Das Vollständige ist es nun ohne Zweifel, wenn Ein Mann beide Seiten der Gesammtarbeit, die philologischhistorische Bestimmung oder Fassung der Quelle, und die philosophische Verwerthung derselben zugleich übernimmt. Diese Tendenz verfolgt bekanntlich die kolossale Lebensarbeit der Geschichte der griechischen Philosophie von dem Schwaben Zeller. Aber es ist sehr charakteristisch, dass fanatische Philologen sogar über dieses, so streng und gewissenhaft verfahrende Werk das Verdikt des Dilettantismus gefällt haben — natürlich, weil es ausser den philologischhistorischen Anmerkungen auch noch einen verwerthenden philosophischen Text zu geben wagt, oder vielleicht auch, weil der Verfasser nicht zünftiger Philologe von irgend einer strikten Schulobservanz ist! Denn auf geistigem Gebiet ist ja notorisch der Zunftzwang noch nicht aufgehoben oder wenigstens in der schönsten Neueinführung begriffen.

Sehen wir von solchen Nörgeleien eines bösen Willens ab, so ist klar, dass eine derartige philologisch-philosophische Gesammtleistung, wie die Zeller'sche, nur ausnahmsweisen Arbeitskräften und Anlagen gelingt und jedenfalls nur literarisch möglich ist, wo für den Umfang des Ganzen nicht zum voraus eine Grenze gesteckt ist. Nehmen wir dagegen den Fall, dass der Gegenstand in dem beschränkten Rahmen einer Semestralvorlesung behandelt werden solle, wie steht es dann? Offenbar ist es rein unmöglich, Beides mit einander zu behandeln, ohne der nichtssagendsten Oberflächlichkeit zu verfallen und das Eine so schlecht zu geben, wie das Andere. So bleibt also nur übrig, zu dem allbekannten Principe moderner Arbeitstheilung zu flüchten und etwa als Philosoph zu sagen: Ich scheide die philologischhistorische Seite zum Voraus rundweg aus, indem ich ihre völlige Unentbehrlichkeit für die Gesammtsache unbedingt anerkenne und dankbarst acceptire, um sie in ihren gesicherten Resultaten nun meinerseits zu verwenden. — So halte ich es seit Jahren in meiner Vorlesung über die Geschichte der griechischen Philosophie und glaube damit weder den berechtigten Gefühlen meiner philologischen Zuhörer zu nahe zu treten oder ein aufkeimendes philologisches Talent zu schädigen, noch auch den wissenschaftlichen Anstand und die akademische Solidarität aller Fächer wenigstens meinerseits im Geringsten zu verletzen. Denn wir Philosophen pflegen allerdings nicht etwa zu hochmüthig, wohl aber zu stolz und weitsichtig zu sein, um unser Fach durch Herabsetzung anderer heben zu wollen. Wir wenigstens wissen, was Anderen in ihrem Spezialistenthum theilweise verborgen zu sein scheint, dass die Wahrheit und Wissenschaft ein Organismus ist, dessen sämmtliche Glieder nothwendig sind, soll nicht das Ganze Schaden leiden. Wir wissen, dass die erste Forderung ächter selbstloser Wissenschaftlichkeit Toleranz ist, welche nicht das physisch ungeheuerliche und ethisch schnöde Kunststück probirt, dass alle einzelnen Fächer je auf einander heruntersehen!

Was ich an dem Einen Beispiel der griechischen Philosophie gezeigt habe, gilt jedoch für alle Fälle, wo die wis-

senschaftliche Totalarbeit in die Duplizität von Mittel und Zweck, von formaler Fundamentirung und materialem Aufbau zerfällt. Noch einmal sage ich es: Allen Respekt vor dem ersten Glied als dem rein unentbehrlichen — obwohl nicht gerade Jedermann für dasselbe ganz besonders organisirt zu sein braucht, so wenig als alle Menschen zu Musikern oder Mathematikern taugen; desshalb ist es ein Glück, dass die verschiedenen menschlichen Naturanlagen einander ergänzen. Aber trotzdem alle Achtung und Dankbarkeit für die Bergmänner, welche mühsam in der Tiefe graben — nur dass ihr Metall ruhig drunten bleiben könnte, wenn es oben nicht verwerthet werden darf! Gegen was ich kämpfe, ist immer die intolerante Absolutisirung der Hälfte, nemlich der Formen und Mittel! Wenn der Philolog der Pionnier der Geschichtswissenschaft ist, wessen Pionnier ist dann der richtige Historiker? Denn etwas anderes als Pionnier scheint er ja gleichfalls nicht sein zu dürfen, ohne Dilettant zu werden. Auf diese Weise würde sich die ganze wissenschaftliche Armee in Ein Pionniercorps auflösen — für wen? Meines Wissens sind die Pionniere als hochachtbarer Truppen*theil* dazu da, für die nachfolgenden Kombattanten Brücken und Wege herzurichten. Brücken und Wege aber, an deren Eingang das absolute Verbot ihrer Betretung für Jedermann stünde, blieben sicherlich ebensogut ungebaut.

Soll hienach mit dem weitfaltigen Terminus des Dilettantismus auch die Liebe zur Sache, die Sehnsucht nach einem Kern statt ewigen Hängenbleibens an der Schaale getadelt werden, so kann das Jeder, den es trifft, ruhig acceptiren und sich gewissermassen mit des Dichters antiphilologischen Versen trösten: Der *Worte* sind genug gewechselt; Lasst mich auch endlich *Thaten* seh'n!

Ich denke, das Bisherige genügt zu zeigen, zu welch' seltsamen Konsequenzen ein abstrakter Terrorismus der Formalisten und Spezialisten führen würde. Es genügt zu beweisen, wie gleichmässig unentbehrlich als zweite Hälfte und Gegengewicht der Einen Bestrebungsweise die Tendenz zum Materialen und einheitlich Ganzen ist. Letztere Tendenz aber

ist in ganz besonderem Masse eben von der Philosophie repräsentirt, sei es, dass sie das Erforderliche jeweils ihrerseits leistet, oder dass sie wenigstens die Fachwissenschaften allezeit mahnend darauf hinweist, oder endlich, da sie kein Eigenthum einer Zunft ist, dass sie als philosophia naturalis in wahrhaft fruchtbaren Fachmännern selbst wirkt. Solche werden dann selber aus ihrer Sache etwas zu machen und sie zu verwerthen verstehen, wie z. B. ein Humboldt oder Ranke und Andere, die wohl nicht für unwissenschaftliche Dilettanten gelten werden.

Gewiss ist die Philosophie zu einsichtig und ihres Charakters als Prinzipien-, somit als Begleitwissenschaft für die Fachdisciplinen sich zu wohl bewusst, um ungebührlich vorzudrängen, selbst wenn die Zeitströmung hiefür günstiger wäre. Ebendesshalb kann es ihr nicht einfallen, irgend eine Fachwissenschaft nur auch zeitlich im Ernste schädigen zu wollen — denn zur Genüge sahen wir, dass sie es sachlich nicht thut, sogar in dem allerdings thatsächlichen Fall nicht, dass die betreffenden Jünglinge unsere philosophischen Vorlesungen gerne und mit Interesse hören. Daraus aber uns einen Vorwurf machen zu wollen, wäre denn doch gar sehr zweischneidig und träfe schmählich auf den Ankläger zurück. Wenn jedoch z. B. die jungen Philologen mit ihrer bisherigen Zeit zu einer tüchtigen Schulung auf ihrem zweifellos sehr erweiterten Gebiete nicht mehr ausreichen, was ich nicht beurtheilen kann, so wäre für einen solchen Uebelstand natürlich Abhülfe zu treffen. Allein dieselbe wäre am Ende auch in anderer Weise möglich, als es die brüsken Gegner der Philosophie im philologischen Studium einzig im Auge haben. Liegt der Fehler nur an der Zeit und nicht, wie sie immer wieder offen oder verborgen abschweifen, an der Sache, so wäre eben just an der Zeit und ihrem Umfang zu bessern. Mit anderen Worten könnte der Staat, der das Geld für die Universität hergibt und das direkteste Interesse am besten Ausfalle seiner künftigen Beamten hat, mindestens so gut als bei den Medizinern sagen, er verlange fortan eine längere Studienzeit. Denn so wenig als bei den Aerzten, den Ver-

tretern der Leibespflege, sei es ihm bei dem hochwichtigen Stande seiner künftigen Lehrer und Pädagogen mit ihrem eminenten, nachher noch extra zu besprechenden Einfluss gerade in unserem Lande, gleichgültig, ob dieselben wirklich gebildet oder nur fachmässig geschult ins Leben hinaustreten. Und je mehr gerade die Philologie ihrer Natur nach in der Gefahr einer mikrologischen Verknöcherung stehe, für um so nöthiger und werthvoller halte er, der Staat mit seinem weiteren realphilosophischen Blick, eben bei den Philologen das Gegengewicht oder Antidoton der Philosophie, um von der psychologischethischen Seite des künftigen Berufs als Pädagoge neben der theoretischphilologischen Lehrthätigkeit ganz zu schweigen.

Doch das sind schliesslich technische Fragen, die sich bei unbefangener Sachlichkeit lösen lassen. Nur gegen die tiefe Voreingenommenheit und Bornirung des Blicks protestire ich noch einmal aufs Entschiedenste, welche sich in dem hier oder anderwärts zu Tage tretenden Hasse der Fachdisciplinen gegen die Philosophie offenbart. Man dränge die letztere als Fach oder als Gesinnung und Geist ex professo zurück oder eliminire sie und ihr Wesen gar vollends aus dem Universitätsleben, dann hat man aufs Schönste den Grund- und Eckstein der »universitas literarum« ausgebrochen und diese auf völlig undeutsche, zumal aber auf antischwäbische Weise in ein atomistisches Aggregat zusammenhangslos einseitiger Fachschulen anstatt einer wirklich umfassenden Bildungsstätte fürs ganze Leben, verwandelt und korrumpirt.

Der Geist eines lebenswidrig kalten, insbesondere eines extrem spezialistischen Formalismus tritt, wie wir sahen, dem ächten Begriff der Universität zu nahe, was sich stets charakteristischen Ausdruck vor Allem in der Feindschaft gegen die Universitätscentralwissenschaft der Philosophie gibt. Ist diess mehr ein theoretischer Abweg, so steht in engem Zusammenhang damit eine weitere ebenso schwere, wo nicht noch bedenklichere Schädigung, deren nun folgende Besprech-

ung wir an den deutschen Namen der Hochschule knüpfen wollen. Diese neue Irrung ist bereits und zugleich von ethisch-praktischer Art; und wer das Wort »ethisch« mit Hohnlächeln begrüsst, weil er über solche Sachen erhaben zu sein glaubt, den versichere ich ruhig, dass auch die Universität, so hoch sie steht, dennoch in alle Ewigkeit wenigstens über die Ethik nicht hinauswächst; vorher wäre sie, z. B. vor den Revisionsstrichen der Sozialdemokratie, mit Allem, was drum und dran ist, längst zusammengebrochen.

Was ich mit jener Schädigung meine, ist ebenfalls eine Gefährdung, die nicht erst von gestern her datirt und nicht vereinzelt, sondern mit der Macht einer mehr und mehr sich verbreitenden Zeitneigung auftritt. Nur findet sie wieder in dem neuesten Angriff auf Württemberg und seine Philologie etc. einen sehr prägnanten und ungewöhnlich unverblümten Ausdruck. Daher ich an ihn anknüpfe, um auch diese zweite Prinzipienfrage mit der erneuten bestimmten Versicherung zu behandeln, dass ich ohne das nicht die geringste Veranlassung zum Ergreifen der Feder gesehen hätte. Zum abermaligen Beweise dessen und meiner rein objektiven Haltung, zum Beweis überdies, dass ich hiemit nur wieder Ueberzeugungen in vollberechtigter Weise vertrete, die ich schon lange gehegt und öffentlich ausgesprochen habe, führe ich auch zu diesem zweiten Abschnitt meiner Bedenken eine Stelle aus meiner Schrift über »Eudämonismus und Egoismus, eine Ehrenrettung des Wohlprinzips« Leipzig 1880 an, welche geradezu das Thema des Folgenden bilden mag, so genau trifft sie auf den jetzigen Zusammenhang zu: »Das bekannte Wort des Aristoteles klingt hoch und bestechend, wenn er auf dem Höhepunkt der griechischen Wissenschaft ausrief: Die Theorie ist das Schönste, weil sie nichts nützt. — Nimmt man jedoch das Letztere im vollen Ernst und strengsten Sinn, dann wird der Satz zu einer hochtrabenden und sinnleeren Phrase. So kann es freilich der grosse Träger des Zweckgedankens in der alten Welt nicht verstanden haben. Selbstverständlich ist es nun gemeine Banausie, wenn die Wissenschaft nur als egoistisches Brodstudium betrieben wird oder nach Schillers derbem

Wort nur die Kuh vorstellt, welche ihren Besitzer mit Butter versorgt. Auch das kann ihrem Gang als Wissenschaft nicht förderlich sein, wenn sogar in selbstloser Weise, aber mit ungeduldiger Hast nach den realen Früchten ausgespäht wird, welche diese oder jene Entdeckung für die Gesellschaft bringen kann. Wo nicht ein dringendes Bedürfniss mahnt, wird derartiger Gewinn am besten als fructus adventicius betrachtet, welcher einem wirklich eindringenden Forschen etwa als technische Anwendung einer entdeckten Wahrheit früher oder später von selbst zufällt. Zugestanden sei endlich sogar von dem rein idealen Gewinn, welchen der Fortschritt der Wahrheitserkenntniss als edelster Nahrung dem Menschengeiste klärend, erhebend und erfrischend gewährt, dass selbst er nicht in vorzeitiger Eile geerntet sein will, ehe gesät und die Frucht gereift ist. Auch in der Wissenschaft gibt es eine gar komplizirte Verkettung von Mitteln und Zwecken, von anbahnenden Vorarbeiten und abschliessenden Ausführungen. Sie gehören im System des Ganzen schlechterdings zusammen (s. oben S. 19). Der redliche Forscher, welcher voll und ganz mit jener ersten unerlässlichen Seite beschäftigt ist, mag einstweilen die zweite ganz in den Hintergrund stellen oder beinahe vergessen. Es mag ihm etwa in mühsamen und trockenen Detailforschungen selbst so vorkommen, als ob sein Dienst lediglich nur der hehren »Göttin Wahrheit« als solcher gälte. Wäre diess aber in der That das allerletzte Wort, und stünde nicht in fernster Perspektive trotz alledem die Hoffnung, dem Menschengeschlecht in seinen konkreten Individuen irgend einen Dienst damit zu thun, dann müsste ich auch diess für einen Götzendienst der formalen Abstraktion erklären. Denn was hat jene Hypostase »Wahrheit« davon, dass ihr gedient und gehuldigt wird? Sie für eine Göttin, also für eine Selbstwesenheit zu erklären, ist eine poëtische Metapher und nichts weiter; man kann sie sich gerne als regulatives Prinzip gegenüber von einem übereilten und zudringlichen Eudämonismus gefallen lassen, aber sie darf sich nicht als definitiv konstitutives Prinzip zu einem intellektualistischen Absoluten aufblähen. — Eine derartige Mahnung

scheint mir namentlich in unserer Zeit nicht ganz überflüssig, welche den unverkennbaren Hang zu jenem formalistischen Intellektualismus und damit zu einer nicht mehr ganz ethischen Selbstwerthung des Wissens besitzt, was sich natürlich am stärksten an den berufenen Pflegestätten der Wissenschaft zeigt. So harmlos zunächst jene poëtische Lizenz und Metapher von der »Göttin Wissenschaft und ihrem Kultus« erscheint, so bedenklich sind unter Umständen ihre praktischen Folgen. Kehren doch in völlig profanem Gewande gar vielfach dieselben schweren Fehler wieder, über welche man sonst so hoch erhaben zu sein glaubt, dass man sie an den kirchlichen und theologischen Kreisen nicht bitter und höhnisch genug tadeln kann. Jenes alte »extra ecclesiam nulla salus« wiederholt sich als intolerantes Partei- und Coteriewesen, welchem die spezielle Richtung und ihre Förderung oder auch die Förderung durch sie weit mehr gilt, als die gemeinsame Sache. Ein giftiger Ton schleicht sich in die wissenschaftliche Diskussion ein und verwandelt den energischen Ausdruck kräftiger Ueberzeugung und sachgemässer ernster Polemik in die eitle Befriedigung persönlicher Gereiztheit oder rachesüchtig egoistischer Rankûne. Man lässt sich passiv beherrschen von der naturalistischen Stimmung des Augenblicks, welche für sich allein meist schlecht oder doch sehr zweifelhaft ist, statt sich aktiv in die reine Luft eines idealen Gleichmasses von dauernder Haltbarkeit aufzuschwingen. Sittlich geweiht und gegen manche derartige Abirrungen oder starke Menschlichkeiten gefeit ist auch die Arbeit des Gelehrten und Forschers nur dann, wenn selbst in seiner stillen und zurückgezogenen Einsamkeit noch ein erwärmender Hauch von dem Geist des obersten sittlichen Prinzips der Liebe als unsichtbare gute Fee waltet.«

Hochschule, um im Sinne der eben gegebenen Darlegung hier anzusetzen, heisst mit dem ehrlichen deutschen Namen die eminent bedeutsame Bildungsstätte, um welche sich unsere Diskussion dreht. Aber so heisst sie nicht blos, sondern das soll sie auch sein und allezeit bleiben! Zerlegen wir das Wort, so ist »Schule« die Substanz, »hoch« aber

nur die nähere accidentielle Bestimmung. Und in der That sind wir in erster Linie — Schul-Lehrer. Dass sich an diesen Titel allerlei tadelnde oder spöttische Nebengedanken angehängt haben, macht für die Sache selbst nichts aus; denn »abusus non tollit usum«. Trotzdem weiss ich, dass es beinahe ein crimen laesae majestatis academicae ist, was ich mit dieser Behauptung begehe. Allein ich kann nicht helfen. Der Unterschied in der Altersstufe, wie in der Vorbildung der Schüler, und dem entsprechend die Differenz in den Gegenständen und der Weise des Unterrichts reicht nicht hin, um hinsichtlich der Funktion und Bestimmung als solcher klar logisch gedacht den generellen und gemeinsamen Begriff des schulenden Lehrers aufzuheben. Offenbar ist die Differenz zwischen uns und anderen Lehrern nicht absolut und spezifisch, sondern nur innerhalb des gleichen Gattungsrayons graduell. Der ganze Streit aber ist doch nicht blos ein Wortstreit, sondern betrifft die wichtige Sache, nemlich dass wirklich auch bei dem Hochschullehrer — ein gewiss normal gebildetes Wort! — der Hauptaccent seiner Thätigkeit auf den Unterricht zu fallen hat. Ist das vielleicht etwas so Geringes, wenn man wenigstens nicht die relativ todte Abstraktion des Wissenstoffs allein, sondern vor Allem auch die frischen, eben voll erwachenden jungen Menschenseelen dabei im Auge hat, an denen als kostbarem Objekt man arbeiten darf, um die wichtigen Träger des künftigen sozialen und politischen Lebens, den Beamtenstand der Gesellschaft und damit ihren Grundpfeiler bilden zu helfen? Mag diess, wie ich wohl weiss, bei der Einen Fakultät oder Disciplin direkter und eindringlicher zutreffen, als bei der andern, schliesslich gilt es mittelbar oder unmittelbar doch von einer jeden und von sämmtlichen Unterrichtszweigen, dass sie zuletzt ins konkrete Leben hineinreichen. Und jedenfalls dürfen die wenigen Universitätsfächer, bei welchen diess ihrer Natur nach am indirektesten zutrifft, sich hierin nicht zur Norm der überwiegenden Mehrzahl aufwerfen wollen und im Namen ächter Wissenschaft für möglichst allgemeine Lebensferne plaidiren.

Der Philosoph Sokrates nannte diesen seinen Umgang

mit der Jugend ein heiliges Geschäft — ein hohes ist es jedenfalls, bei dem gleichfalls wieder so ziemlich für jedes Lehrfach neben dem blos theoretischen Momente des Unterrichts gerade diesem anschluss- und sympathiefähigen Alter gegenüber das Moment des Pädagogischvorbildlichen und Begeisternden im ganzen Seelenton des Unterrichts nur von der ideelosen Unethik einer vermeintlich hocherhabenen Theorie verachtet und ignorirt werden kann. Ist auch, wie ich in meiner obenerwähnten Antrittsrede sagte, der Universitätslehrer im geordneten Verlauf seiner Thätigkeit nichts weniger als ein Mann der grossen Welt und einer geräuschvollen Oeffentlichkeit, sind sein stilles Arbeitszimmer, der geschlossene Raum seines Hörsaals der Ort, wo er ohne Prätension auf Glanz und ohne Zersplitterung eine dafür um so tiefer gehende Wirksamkeit entfalten soll, — ein überaus edler und schöner Beruf ist es trotzdem. Und so präsentirt er sich seinem richtigen Träger nicht etwa blos im vorübergehenden Schwunge von Extragelegenheiten und frohen Festen, sondern es kann auch durch die eventuell sauren und monotonen Wochen eines gleichförmigen Semestralunterrichts hindurch die Wärme dieser Idee permaniren.

Ich wiederhole es noch einmal: die Hochschule ist vor Allem Schule und nicht Akademie. Denn eben zu letzterem, wesentlich andersartigen Gebilde möchte zumal der ächtmoderne Emportrieb von Allem auch erstere in der allgemeinen Taxation künstlich hinaufschrauben, weil das Lehrersein Manchen zu gering scheint und sie blos Gelehrte sein möchten. So zweifellos diese beiden Momente in innigem Zusammenhange stehen, wie wir gleich näher sehen werden, so wichtig ist es, in der jeweiligen Stellung genau zu wissen und nie zu vergessen, zu welchem von Beiden man zunächst vor Allem berufen, also verpflichtet ist. Man erzählt von einem längst verstorbenen Professor die bezeichnende Anekdote, dass er, auf entschiedene Versäumnisse in seiner Lehrthätigkeit aufmerksam gemacht, von souveräner Höhe herab erwidert habe: Wie kann man einem Manne wie mir zumuthen, dass ich mich viel um diese jungen Menschen (seine

Studenten!) bekümmere? ich bin Gelehrter für die Welt! Ganz recht! Nur wäre es von einem solchen »Gelehrten für die Welt« offenbar das einzig Korrekte und Noble gewesen, sich dem entsprechend von seinem übertragenen Staatsamte in den Privatstand zurückzuziehen, in welchem ihm alsdann Niemand den ungestörten Betrieb seiner gelehrten Weltmission verargt hätte. Aber wenig anständig war es und wäre es allezeit, sich für Etwas anstellen und besolden zu lassen, was man zum Voraus nicht gesonnen wäre, wesentlich im Sinn der Auftraggeber zu leisten. Alle hohen Worte von der Erhabenheit der Wissenschaft und freien Forschung über solche banausischen Alltagsgesichtspunkte des gemeinbürgerlichen Rechts wären doch wohl eitel Wind. Jede Anstellung ist und bleibt ein Vertrag und steht, ob ihr Gegenstand ein hoher oder niedrigerer ist, unter den unverrückbaren Gesichtspunkten dieses rechtlichen Verhältnisses, was bei der Hochschule z. B. auch auf das ordnungsmässige Mass der Ferien u. s. w. zutrifft. Es wäre ein verderblicher Schwindel zumal in unserer exaktnüchternen Zeit des demokratisch »gleichen Rechts für Alle«, ein Schwindel, welcher früher oder später zusammenbrechen müsste, wenn die Wissenschaft ihre innere Höhe und Trefflichkeit zum imponirenden und dupirenden Nimbus verwenden wollte, unter dessen Deckung sie sich vom gemeinmenschlichen und ihrem wahren Betrieb niemals hinderlichen Pflichtstandpunkt emanzipiren möchte. Denn mit ebensoviel oder vielleicht mit noch mehr scheinbarem Recht könnte die Kirche im »Kulturkampf« dasselbe für sich beanspruchen. Jedermann zumal in Universitätskreisen weist das mit Protest zurück; aber ich denke: Gleiches Mass für Alle, ob profan oder kirchlich! Die Sache selbst ist beidemal durch das gemeine Recht und die mehr als nur nominelle Staatsoberhoheit nicht gefährdet, sondern es könnten sich eventuell lediglich persönliche Interessen genirt fühlen. Und so wäre es in unserem Falle denn mehr als Schwindel, wenn unter der glänzenden Firma der hohen Wissenschaft und ihrer Förderung irgendwie am Ende doch nur die Postulate der privaten Förderung und Glanzerhöhung sich verstecken würden.

Ziemlich fraglich wäre es, ob eine Akademie überhaupt so grossen Werth besässe, wenn sie in der strengen Form besoldeter, aber von jeder Lehrthätigkeit befreiter amtlicher Gelehrter bestünde. Aber auch in der milderen Form, wo nur der grössere Nachdruck auf die Gelehrtenthätigkeit fiele, ist sie jedenfalls eine Institution, welche man von Ferne nicht in der üppigen Vielheit unserer Hochschulen nöthig hat, sondern wo am Ende für jede Nation ein einziges Exemplar den Dienst vollkommen thut. Schon aus pekuniären Gründen sind die kleineren und einzelnen Staaten oder auch Provinzen nicht in der Lage, sich jeweils denselben Luxus einer eigenen Akademie zu erlauben. Dagegen brauchen sie, indem normaler und gesunder Weise doch wohl die Majorität oder der feste Kern ihrer Frequenz aus der näheren Umgebung sich rekrutirt, ihre eigene richtig verstandene Hochschule, um den Bedarf an tüchtigen künftigen Beamten in Angemessenheit an ihre speziellen Bedürfnisse und Interessen zu decken — ein Punkt, auf welchen wir zum Schlusse noch einmal zu reden kommen werden.

Indessen kann ich es wirklich nicht für ein Unglück oder für eine Inferiorität halten, »blos« Hochschullehrer und nicht ausschliesslich Akademiker zu sein. Denn die Quintessenz dessen, was im Komplex des ganzen Wissenssystems das Moment der Akademie bedeutet, kann meines Erachtens für die allermeisten Fächer von den Männern der Hochschule, und vielleicht in gesünderer, lebenswahrerer Form mitgeleistet werden, wenn sie anders voll und ganz in ihrem schönen Amte wurzeln und das Centrum ihrer Lebensinteressen darin haben. So erzählt man z. B. von David Strauss, dass er es aus rein idealen Gründen zeitlebens beklagte, nicht zu einem festen Lehrberuf gelangt zu sein. — Ich habe bereits auf die kleine Minderzahl von Universitätsdisciplinen hingedeutet, welche ihrem Charakter nach auf der Grenze gegen die Akademie hin liegen. Aber sogar von ihnen, solange sie überhaupt im Lehrverband stehen, und vollends von allen Uebrigen gilt das alte Wort: Docendo discimus! Lehrer und Ge-

lehrter sind selbstverständlich nicht nur keine Gegensätze, sondern dürfen nicht einmal als Folge etwa und Voraussetzung abstrakt getrennt werden, da sie vielmehr in fortwährendem innigstem Wechselverhältniss zum gegenseitigen Vortheile stehen.

Der ebenso nüchterne als hochideale Kant, dieses Muster der profansten Ethizität, sagt einmal in der Perle seiner philosophischen Schriften, nemlich in dem Aufsatz »über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nichts für die Praxis«: Trachtet am ersten nach dem Reiche der praktischen Vernunft und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch das Uebrige Alles zufallen! — Wende ich diess auf den gegenwärtigen Zusammenhang an, so heisst es: Wer voll und ganz durchdrungen ist von der ernsten Pflicht seines Hochschullehrberufs, dem wird auch das Uebrige wie von selbst zufallen, was mehr in den angrenzenden Rayon des Begriffs der Akademie gehört. »Die Philosophie, wie jedes Universitätsfach, bemerkte ich gleichfalls wieder bereits in meiner Rede über die Philosophie und das Leben S. 29, hat indess auch in weiterem Umfang, als nur durch eine direkt lehrhafte Thätigkeit einen ganz erheblichen Antheil an der Kulturarbeit oder Geschichtsleistung, welche ihrem Volk und ihrer Zeit obliegt. Hieher fällt namentlich das entsprechende Mitthun bei der Gesammtentwicklung in schriftlich-literarischer Beziehung, um an der Universität zugleich das Moment der »Akademie« neben dem der Hochschule zur Geltung zu bringen und ein geistig reges Glied der ganzen Nation zu sein.«

Umfassender liesse sich dieses Moment wohl so ausdrücken, dass es sich neben der in Zeit und Raum beschränkten mündlichen Lehrthätigkeit um die gewiss berechtigte Mitbefriedigung des Verewigungstriebs in der Gestalt geistiger Nachkommenschaft handle, welche schon Sokrates-Plato dem ächten wissenschaftlichen Eros vindizirten. Solche geistigen Kinder sind nun entweder literarische Werke, welche ihren Autor überdauern, oder lebendige Schüler und Nachfolger, die in seine Fusstapfen treten. Von Beiden

aber behaupte ich, dass sie dem ächten, intensiven Universitätslehrer nach der exceptionellen Gunst seiner Stellung allerdings wesentlich »von selbst zufallen.«

Wenn ich mit der literarischen Thätigkeit beginne, so mache ich freilich sogleich einen Unterschied zwischen den betreffenden Leistungen Dessen, welcher bereits festen Grund und Boden als Universitätslehrer gefunden hat, und den Bestrebungen Derjenigen, welche ihre Befähigung und Berechtigung zu jener Stellung dadurch unter Anderem erst öffentlich zu dokumentiren haben. Ohne dass die Nothwendigkeit und der Werth der letzteren Anfängerarbeiten irgend angetastet werden soll, kommt für unseren Zusammenhang doch nur der erstere Fall in weiteren Betracht. Hier bin ich nun zwar weit entfernt, dafür zu plaidiren, dass der glücklich etablirte Lehrer jetzt literarisch einschlafen dürfe und ausruhen auf den Lorbeeren, die ihm, mit der bekannten Spottformel unseres Universitätskanzlers Rümelin gesprochen, »sein Buch« bereits eingetragen hat. Denn auch ich erachte, wie die oben citirte Stelle zeigt, ein schriftstellerisches Mitarbeiten an der gesammten Aufgabe des Fachs und schliesslich der Nation für ein wesentliches Miterforderniss in der Stellung des Universitätslehrers; und wer diess durch eigene Verschuldung versäumt, hat allerdings Eine Seite seines Berufs nicht ausgefüllt. Nur meine ich, dass es vielleicht nicht persönlich, wohl aber sachlich und für die Welt das Vortheilhaftere und Richtigere ist, wenn nun zunächst der Hauptaccent auf die lebendige Lehrthätigkeit gelegt wird, wie z. B. bei dem berühmten schwäbischen Juristen Wächter, einem der glänzendsten Docenten. Die späteren literarischen Leistungen aber mögen alsdann als Werke oder jetzt als Meisterwerke gleich einer reifen Frucht aus der wiederholten lehrhaften Behandlung des Gegenstands und ihrer höchst instruktiven Erfahrung herauswachsen; sie sollen sich sozusagen als Ernte der eigenen Vergangenheit, als Rechnungsabschlüsse und wissenschaftliche Resümés ungezwungen ergeben. Alsdann sind sie Natur- und Kunstprodukte im richtigen Sinn zugleich; die Gesellschaft aber wird mit einer Hyperproduk-

tion verschont, gegen deren atomistischen Pluralismus, dieses alte Uebel im Zusammenhang unserer Diskussion, das vulgäre Wort ewig wahr bleibt: Non multa, sed multum! Gewiss sind ja die Naturen, sowie die zufälligen Situationen und Veranlassungen verschieden; aber im allgemeinen Durchschnitt dürfte das Gesagte doch richtig sein, wie ich es aus dem mir näher bekannten Gebiet z. B. bei einem Hegel oder Schleiermacher bestätigt finde. Namentlich der erstere Philosoph schrieb in seinem Leben verhältnissmässig wenig, während den grössten Theil seiner jetzigen sämmtlichen Werke nachgelassene Herausgaben bilden. Aus neuester Zeit möchte ich auch Lotze anführen, welcher nach anfänglicher, allerdings sehr lebhafter Detailarbeit später in seinem Mikrokosmus und dann namentlich wieder in seinem »System der Philosophie« eben solche Rechnungsabschlüsse der eigenen Vorentwicklung herstellte. In nächster Nähe darf ich an die allgemein anerkannte Logik meines Kollegen Sigwart erinnern, welche bekanntlich aus vieljähriger lehrhafter Traktirung dieser Doktrin als ausgereiftes Ergebniss erwuchs. Es scheint, gelegentlich bemerkt, dass gerade die Philosophen, wie meine Beispiele zeigen, trotz ihres angeblichen Raschzufahrens und Kurzabmachens nicht gerade die grössten literarischen Fapresto's sind.

Ich wende mich nun zu dem zweiten Accidens in der Berufsstellung des Universitätslehrers, nemlich zur lebendigen Verewigung in der Heranziehung von Schülern und Nachfolgern. Seltsam! Hier scheinen auf einmal die Rollen vertauscht zu sein. Von derselben Richtung, gegen deren »Worte, Worte, Worte!« ich zuerst kämpfte und wider deren eng damit verknüpfte Eliminirung des Schulbegriffs aus der Hochschule ich sodann sprach, von derselben weit und mächtig verbreiteten Richtung tönt mir in überwältigender Stärke nunmehr die Losung: »Schule!« entgegen. Sei doch, wie man uns nöthigen will zu glauben, sie und nur sie der Glanz und die Perle aller akademischen Thätigkeit, in Einem deren Wurzel, Stamm, Blüthe und Frucht, ein Ziel, ohne dessen Erreichung es heisse: vitam perdidi!

Selbstverständlich ist jedoch, dass das Wort »Schule«

jetzt in einer völlig anderen Bedeutung gebraucht ist, als diejenige war, für welche ich im Begriff der »Hochschule« eintrat. Nicht mehr wie hier die öffentliche Schule ist es, sondern die spezialistische und akademisch gelehrte »Privatschule«, der engste esoterische Kreis einiger weniger Auserwählten, mit Einem Wort: die geschlossene wissenschaftliche Partei oder Fraktion, der richtige »Ring«!

Gewiss pointire ich durch derartige Ausdrücke das äusserste Extrem dieser Tendenz, wie sich sogleich zeigen wird, aber doch ein solches, wie es sich auf dem eingeschlagenen Wege gar zu leicht einstellen kann. Zugleich deute ich durch die Terminologie an, woher diese angebliche Blüthe der Wissenschaft offenbar kopirt ist oder wo sich wenigstens die wahre Heimath dafür findet. Es ist das politische Leben, wo ja immerhin die Parteibildung und Anlehnung ein nothwendiges Uebel ist. Trotzdem erkennt jeder Unbefangene wenigstens in ihrer dermaligen Hypertrophie den Krebsschaden auch wieder des neuen deutschen Reichs, wie das alte daran zu Grund gegangen ist. Bei allem pflichtschuldigen Respekt vor dem Reichstag und ähnlichen Versammlungen können insbesondere wir Süd- (und West-) Deutschen nicht begreifen, weil es wieder einmal pure gegen unser Naturell ist, welche Wonne für Viele in dem formalistischen Eifer jener starren und intoleranten Ringbildungen liege, über denen die Sache und der Inhalt bedenklichst zu kurz zu kommen pflegt — immer und immer der gleiche Zug!

Was nun die Uebertragung auf das geistigere Gebiet der Wissenschaft betrifft, so lässt sich natürlich gegen eine von selbst sich bildende freie Anhängerschaft gar nichts sagen. Diess um so weniger, wenn es sich um ein grosses, zusammenhaltendes, weil zeitgemässes Prinzip, um eine Idee und nicht etwa um eine vielleicht sehr idiosynkratische Marotte und Liebhaberei handelt, an welcher der Welt für die Gegenwart und Zukunft herzlich wenig gelegen wäre. Aber auch im ersten besseren Fall lasse man Derartiges werden und wachsen aus innerem Trieb, wiederum als Naturprodukt und nicht als Macherei, wie der alte Beck hier derartige Trei-

bereien auf seinem theologischen Gebiet drastisch als »Christenfabriken« zu bezeichnen pflegte. Lasse man es durch sich selbst bestehen, solange es daseinsberechtigt ist; wenn seine Zeit um, dann möge es zerfallen, ohne als Mumie gewaltsam konservirt zu werden. So erstand, wuchs und war meines Wissens die alte Tübinger Schule des grossen Baur (auch wieder Einer von den »historischen Dilettanten Schwabens« !). Denn man erzählt von ihm, dass er sich ausdrücklich nicht als Schul- oder Sektenhaupt gerirt, sondern seiner eigenen Schule, z. B. dem einschneidendsten aller historischen Kritiker Deutschlands, Dav. Strauss, oder auch A. Schwegler und Zeller sehr frei gegenübergestanden und namentlich gar nicht in Protektion »gemacht« habe. Auf Letzteres versteht man sich nun einmal hier zu Land grösstentheils herzlich schlecht, vielleicht in der modernen Welt des Kampfs ums Dasein gar zu schlecht, obgleich das an sich gewiss das geringere von zwei Uebeln ist!

Wenn sich also auch gegen die eben geschilderte naturwüchsige Entstehung einer Schule nichts einwenden lässt, ist dennoch sattsam bekannt, dass sogar eine solche wenigstens in der zweiten und dritten Generation meistens eine bedenkliche Deteriorirung des ursprünglichen Gehalts zeigt. Verknöcherung tritt an die Stelle des freien Flusses, zum Schein wird das Sein, Aeusserlichkeiten und Terminologien spucken noch fort, nachdem das Leben längst entflohen.

In weit höherem Masse, und nicht erst in der zweiten Generation, dürfte diess bei der künstlichen und gemachten Bildung einer Schule der Fall sein. Schon das Motiv eines solchen expressen und ex professo geschehenden Schulebildens ist doch wohl in vielen Fällen recht zweifelhafter Natur. Es ist so etwas wie eine »Privatschule« ! Ob da nicht der lediglich egoistische Zweck eines wissenschaftlichen Hofstaats bedenklich häufig mitunterläuft, gleichwie der Komet im Weltenraum sich einen Schweif anbildet, um bei seinem vielfach prekären Kern weiter gesehen zu werden? Und was drohen alsdann für Folgen? Ist es wohl charakterförderlich, auf das jurare in verba magistri eingeschworen zu sein? Kann der

Fanatismus, welcher jeder Exklusivität eignet, lange ausbleiben? Ich meine, man sieht es an dem Ton der betreffenden, angeblich wissenschaftlichen Diskussionen, in welchen sich die weiland rabies theologica heutzutage anerkanntermassen zu ganz anderen Disciplinen verirrt hat. Aber auch sonst muss am Ende die »Schule« ihr Dasein eben durch den intolerantesten Kampf beweisen, den sie vielfach unbesehen gegen alles »Nicht-Ich« führt. Denn des letzteren absolute Differenz vom lieben Ich lernt die Menschennatur bekanntlich nicht erst bei den Philosophen! — Ist ein solches Treiben noch Wissenschaft? ist es der gemeinsame Dienst an dem opus commune der Wahrheit? Nein! aber es ist und hat »Schule«!

Selbstverständlich kann dieselbe bei einem gar zu engen Esoterismus nicht lange stehen bleiben, sondern muss ihr Licht auch nach Aussen leuchten lassen. Ein bitterböses Kapitel, diese Wege und Mittel der richtigen Schulpropaganda! Es nahen sich uns die schwankenden Gestalten der literarischen »Lebensversicherungsanstalten« oder der gegenseitigen Lobassekuranzen und andere schöne Blüthen insbesondere moderner Findigkeit und Reklamengewandtheit. Dazu kommt alsdann nothwendig die persönliche Protektion; denn »wer seine Genossen nicht versorget, der ist ja ärger als ein Heide«, oder wer einem geistigen Kind das Leben gegeben, der muss es doch auch aussteuern und auf sein Unterkommen bedacht sein. — »Ist das nicht der pure Dühringianismus«? wird man unwillig fragen. Doch nicht! Dühring gehört bekanntlich zu der exakten Sorte unseres Fachs, ich aber deduzire nur a priori aus dem Begriff der künstlich gemachten Schule und meine desshalb, nur so obenhin redend, niemand Konkretes in Deutschland. Nebenbei bemerkt wäre es freilich des germanischen Geistes nicht unwürdig gewesen, wenn man sogar Dühring, gewiss unter striktester Zurückweisung seines konkreten Unrechts, nicht einfach blos amtlich todt gemacht, sondern bei seinen Sachen nach dem weisen Spruch gehandelt hätte: fas est et ab hoste doceri! Denn ihrer Natur nach sind ja seine Gravamina weder beweis- noch auch

widerlegbar, sondern fliegen nur sozusagen als verdächtige Pilze und Sporen in der Luft herum. Da man heutigen Tags auf solche allenthalben Jagd macht, wäre es in Einem hingegangen, die sanitätspolizeiliche Fürsorge auch aufs geistige Gebiet auszudehnen. Zudem waren Dührings Angriffe nicht einmal etwas unerhört Neues, indem der allgemein geachtete Pädagog Diesterweg in seiner Schrift »Die Lebensfrage der Civilisation« schon in den dreissiger Jahren unter Anderem ganz die gleichen Bedenken fast noch schneidiger vorgebracht hat (vgl. dazu des Philosophen Beneke Antwort: »Unsere Universitäten und was ihnen Noth thut« Berlin 1836; auch Zöllners allbekanntes Buch »über die Natur der Kometen« streift die Frage bekanntlich scharf).

Sei dem jedoch in der konkreten Wirklichkeit, wie ihm wolle; dem Begriff und der Natur der Sache nach müssten sich die Uebelstände mit der akademischen Unterbringung des künstlich gezogenen Nachwuchses um so stärker geltend machen, je mehr auf diesem Wege wie früher literarisch, so nunmehr auch persönlich nothwendig die grösste Hyperproduktion stattfindet. Nach dem Urtheile jedes Unbefangenen ist gegenwärtig schon der Zudrang zu dem Universitätsstudium überhaupt ein viel zu grosser; und nur die eitle Kurzsichtigkeit oder Tendenziosität kann zumal bei der ziemlich gleichmässigen Vertheilung der Frequenzsteigerung auf alle deutschen Universitäten darin ein besonderes Blüthezeichen just für die eigene erblicken. Derselbe Uebelstand wiederholt sich nun aber auf zweiter Potenz hinsichtlich des Dozentennachwuchses, wenn auf denselben gar vollends durch künstliches Schulebilden der Hauptnachdruck gelegt wird. Wie Manche kommen alsdann dazu, die akademische Carrière zu ergreifen, welche weit besser davon geblieben wären und in irgend einer anderen Stellung dem Ganzen viel erspriesslicher gedient hätten. Ob diese ihr Ziel erreichen oder unvermeidlicher Weise in grosser Zahl auch nicht, beidemal sind es im Grund genommen verfehlte Existenzen, welche eine unglückliche Treiberei um die naturgemässe Befriedigung am rechten Platz gebracht hat. Denn nicht, wo Einer steht, macht sein

wahres Glück aus, sondern nur ob er zu der Stelle passt, die er einnimmt, mag sie nun höher oder niederer sein.

Und wenn so viel Angebot vorliegt, an dem man schliesslich wesentlich mit schuld ist, so ergibt die einfache Konsequenz, dass man alsdann auch der Nachfrage sich einigermassen anzunehmen hat, d. h. es resultirt die Unnatur, dass man nach Plätzen für die Personen suchen muss, statt umgekehrt, wie es der gesunde Zustand wäre. Dem reicht die früher besprochene theoretische Neigung zu immer stärkerer Fachspezialisirung wechselwirkend die Hand, und so kommt man dazu, auch die Stellen immer mehr zu spalten, um in einem mixtum compositum von sachlichen und persönlichen Motiven zu immer grösserem akademischem Atomismus zu gelangen. Hiegegen aber müssen sich ebensowohl nüchternfinanzielle, als idealgeistige Bedenken von schwerwiegender Art erheben!

Und so soll also der Universitätslehrer gar nichts ausdrücklich dazu thun, um seinerseits für akademischen Nachwuchs zu sorgen, sondern soll Alles ruhig dem Zufall überlassen, ob die Keime, die er im Ganzen ausstreut, irgendwo einen speziell günstigen Boden finden und hier eine besonders kräftige, zur Nachziehung geeignete Pflanze erwachsen lassen? In der Hauptsache, und wo wenigstens nicht ein bedenkliches Nachlassen zur Extrabemühung auffordert, meine ich es allerdings so. Weit sicherer und glücklicher, als die Kunst, wird die Natur selbst jedenfalls die Auswahl der geeigneten Personen zu treffen wissen, welche die entsprechende Richtung ihrer natürlichen Begabung und Neigung zur Dozentenlaufbahn weist. Mit anderen Worten wird dem Universitätslehrer, der voll und ganz in seinem Lehrberufe lebt, bei halbwegs günstigem Material alle paar Jahre sicherlich von selbst der Eine oder Andere unter seinen Schülern aufstossen und sich unverkennbar bemerklich machen, in welchem das richtige Zeug zum künftigen Lehrer an der Hochschule steckt. Seiner wird er sich in dieser Hinsicht besonders annehmen, ihm privatim seinen Rath, seine Aufmunterung und Förderung angedeihen lassen. All das kann

in der freiesten und ungezwungensten Weise geschehen und thut seinen Dienst trotzdem, oder vielleicht sogar besser, als in der Form der ganz ausdrücklichen und geflissentlichen Nachziehung von persönlichen und Privatschülern; denn ob im letzteren Fall nicht vielfach das weit grössere Gewicht auf die eigene Person, als auf diejenige des Schülers und der Sache fällt, wagte ich als Frage schon früher skeptisch anzudeuten.

Indessen wüsste ich auch sonst durchaus nichts gegen das technische Institut der sogenannten »Selekten« auf oder vor der Universität einzuwenden, um in ihnen eine kleinere Zahl hiezu Befähigter und Geneigter tiefer einzuführen, als es mit der Gesammtheit möglich ist. Nur auf der Einen praktischethischen Bedingung beharre ich, dass diess auf jeder Schule, und so auch auf der Hochschule allezeit und in jeder Beziehung nur Ausläufer und Nebenpunkt, nicht aber Mittel- und Schwerpunkt sein darf. Wie mir früher im Theoretischen die Auflösung der ganzen wissenschaftlichen Armee in Ein Pionnierkorps ohne nachrückende Kombattanten sehr zwecklos erschien, so hielte ich jetzt die ausschliessliche Sorge für Unsterblichkeit des Generalstabs neben völliger Nichtbeachtung der niederen Offiziere und Soldaten für dieselbe sinnwidrige Mittelvergötterung oder richtiger für einen sittlich verwerflichen aristokratischen Formalismus.

Nicht auf irgendwelche selbstgewählte kleine Elite, sondern auf die überwiegende Mehrzahl ist der erste Accent von jedem Lehrer zu legen, der in seinem Dienste nicht vor Allem sich selbst, sondern der Sache und namentlich auch dem Lande dient, das ihn in seine Stellung berufen. Denn selbstverständlich muss Letzterem an jenem Durchschnitt als dem Gros seiner künftigen Beamten das Meiste liegen. Wie ich schon einmal andeutete, wären jedenfalls die einzelnen und kleineren Länder oder Provinzen weder in der Lage, noch vernünftiger Weise gesonnen, für eine blose Dozentennachziehungsanstalt alljährlich die beträchtlichsten Summen zu bewilligen. Sie bestehen allesammt mit sonnenklarstem Rechte auf einer Hochschule für die Zwecke und Bedürfnisse des praktischen Beamtenstands, gleichwie

man einen Obstbaum seiner geniessbaren Früchte wegen schätzt und gar nicht oder doch blos äusserst nebenher wegen der darin enthaltenen Kerne, welche eventuell einen künftigen Baum abgeben, wenn sich das Bedürfniss dazu zeigt. Man mag solche Erwägungen vom hohen Ross herab als banausische, für die Erhabenheit der Wissenschaft unwürdige bezeichnen — mir imponirt man damit nicht, da ich es für blose Phraseologie halte und schon früher gegenüber von allen mittelalterlichen Emanzipationsgelüsten auch profaner Art für das unverklausulirte Recht des anstellenden Staats im Verhältniss zu seinen sämmtlichen Beamten deutlich genug eingetreten bin. Und kein irgend noch selbstbewusster, existenzberechtigter Staat wird sich durch phraseologische Schlagworte diess Recht nehmen oder auch nur schmälern lassen, bei jeder Auftraggebung vom Standpunkte seiner Bedürfnisse und Interessen kräftig mitzusprechen.

Wenn ich indessen von diesem späteren Zweck des künftigen Beamtenthums auch wieder absehe und nur auf die Gegenwart unserer akademischen Jugend während ihrer Studienzeit reflektire, muss ich jede abstrakte und schroff markirte Unterscheidung einer kleinen Auslese von der übrigen »Masse« ganz entschieden ebensowohl aus psychologischen als ethischen Gründen verwerfen. Einmal kann ich den Unterschied in der Begabung unserer jungen Leute gar nicht so enorm finden, wie er sich am Ende durch die Brille eigener intellektualistischer Ueberschätzung gesehen ausnehmen könnte. Ganz ungewöhnlich Begabte sind — vielleicht zum Glück für die Welt! — sehr selten, selten auch ganz Unbegabte. Fast die ganze Ausdehnung zwischen diesen verschwindenden Extremen wird durch eine Mittelbegabung eingenommen, welche wahrhaftig noch aller Ehre und Bemühung werth ist. Ist es irgend angemessen, diese als »massa perdita«, als werthlose Menge laufen zu lassen, sie als eine misera plebs stantium in einen »Vorhof der Heiden« zu stellen und dadurch merken zu lassen, dass sie Einem eigentlich nur zur Last ist und wie ein Bleigewicht den erhabenen Adlerflug zur Höhe hemmt? Die Jugend ist bekanntlich für Derartiges ausserordentlich

feinsinnig und empfindlich; sie fühlt sich aufs Tiefste abgestossen, wo sie einer souverän intellektualistischen Verachtung begegnet, und mit Recht: Ein Lehrer, dem sich keine herzliche Sympathie anspüren lässt, ist ein Licht ohne Wärme, ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Er könnte seine Weisheit für sich behalten; denn Eindruck macht er jedenfalls keinen anderen mehr, als widrigen, und hat damit unzweifelhaft seinen Beruf verfehlt; er hätte Privatgelehrter werden sollen.

Es liegt genau im Zusammenhang aller dieser völlig allgemeinen und gesammtdeutschen Gesichtspunkte, wenn ich schliesslich noch auf eine württembergische Spezialität eingehe, welche dem neuesten Angreifer unseres vielangefochtenen Landes wie es scheint der grösste Skandal ist. Ich meine die zahlreichen kleinen Lateinschulen auf dem Lande mit den geschmähten »Präceptoren« und was drum und dran hängt, wie Landexamen, Seminarien, Stift u. s. w. Ohne die philologisch-technische Seite dieser Fragen zu berühren, für welche ich theilweise nicht kompetent bin, während ich im Uebrigen die Verhältnisse und Bedürfnisse meines Heimathlandes sehr genau kenne, stelle ich die ganze Sache unter den kulturgeschichtlichen Gesichtspunkt. Und von diesem aus kann ich nicht lebhaft genug für die geschmähten Institutionen und altbewährten Sitten eintreten, über welche freilich allezeit nur Derjenige reden sollte, der sie mehr als nur von Aussen und dem Namen nach kennt.

Um es mit einem kurzen Ausdruck zu sagen, scheint mir der Brennpunkt ihrer geistigen Bedeutung in ihrem ächt und best demokratischen Charakter einer allgemeinen Zugänglichkeit zu liegen. Dass sie somit auch »Bauernbuben und Handwerkersöhnen« eventuell zu Gute kommen, darüber könnte doch wohl nur spotten, wem die humane Liebe zum Volk ohne Ansehen der Person gänzlich fehlt. Wie die Erfahrung im Grossen beweist, hat diess faktisch neben dem ostensibelsten fortschrittlichen Liberalismus Platz, während die richtige Gesinnung sich mit dem strengsten Konservatismus verbinden kann, da sie überhaupt eigentlich über allen politischen Par-

theifragen steht — oder wenigstens stehen sollte! Aber auch abgesehen davon läge hierin eine völlige Verkennung wenn ich so sagen darf der geistigen Bewegungsgesetze oder der Begabungsdynamik, eine Verkennung, wie sie zumal im frischen Gedenken an das Lutherjubiläum keinem Unbefangenen zugetraut werden sollte. Wenn im Meer nach warmem Wetter die oberen Schichten matt und »dumm« geworden sind, so steigt mit beginnender kühlerer Witterung das salzhaltige kräftigste und gesündeste Wasser aus der Tiefe nach Oben; daher die Herbstbäder notorisch die erspriesslichsten sind. Nicht anders geistig! Aus der Tiefe als aus der Substanz des Volksgenius, aus den unteren Schichten rekrutirt sich ein Land und eine Nation fortwährend mit neuen frischen Kräften, wenn sich vielleicht die oberen Schichten ihre physische und geistige Nervenkraft zerarbeitet oder auch zerlebt haben. Der Aufstieg jener geschieht seltener direkt und auf Einen Schlag, sondern vielfach durch vermittelnde Stufen hindurch; aber in der Sache bleibt es sich gleich: der Unbefangene weiss, wo die Wurzeln unserer Kraft sind. Geld und Geist dagegen stehen zwar philologisch im Verhältniss der Alliteration, aber sachlich nicht gar selten auf gespanntem Fuss.

Soll ein Baum frisch und freudig wachsen, so braucht er ausser den starken Wurzelästen vor Allem ein feinverzweigtes und weitausgedehntes Fasergeflecht, das allein direkt zu seiner Ernährung hilft. Um die überall zerstreuten latenten Kapazitäten in einem Volke herauszufinden und zu verwerthen, bedarf es nicht vor Allem der ins Grosse zusammengeballten und dadurch nach Aussen allerdings recht imponirenden Hauptstadtschulen, sondern jener geschmähten kleinen auf dem Lande. Sie sind die geistigen Wurzelfasern, welche nach allen Seiten sonst unbenützt bleibende und verlorengehende geistige Kräfte aufnehmen und dem Ganzen aufwärts zuführen. Diess vor Allem in einem verhältnissmässig recht wenig bemittelten Lande, wie Württemberg. Die vielen kleinen Mittelpunkte sind mit wenigen Kosten schliesslich von überall her zu erreichen: morgens hinein ins Städtchen und abends wieder heraus; wie mancher Schwabe hat seine wissenschaftliche

Carrière mit solchen Läufen begonnen, während seinen Eltern die Mittel nicht gereicht hätten, ihn vom achten Jahre an schon in eine entfernte und grosse Stadt mit komplizirten Verhältnissen und theuren Preisen wegzugeben. Reihen sich daran die im gleichen Geiste bester Demokratie allgemein zugänglichen Anstalten, wie unsere niederen und höheren Seminare, für welche gleichfalls kein Ansehen der Person und nur eigene Tüchtigkeit gilt, so ist das Studium auch für die Vielen ermöglicht, denen keine Fee zum Geist auch Geld in die Wiege gelegt. Deutschlands zweitgrösster Astronom wäre wohl ohne das zeitlebens auf seiner väterlichen Dorfschenke geblieben, statt die Gesetze der Planeten am Himmel zu entdecken, nachdem ihn die Hirsauer und Maulbronner Klostermauern und das Tübinger Stift der gelehrten Laufbahn überhaupt zugeführt. Und von wie manchen anderen wissenschaftlichen Sternen zweiten oder wenigstens dritten Rangs aus schwäbischem Stamm gilt völlig dasselbe, dass sie ohne jene verachteten Institutionen nie emporgestiegen wären.

Wenn man uns gar zu sehr von oben herab behandelt und beinahe wie ein erstmals mit Kulturlicht zu beglückendes schwarzes Mohrenland oder wenigstens als Klein-China hinstellt, so haben wir Schwaben zweifellos das Recht und die Pflicht, aus unserer sonstigen Zurückhaltung einen Augenblick herauszugehen, denn wir sind provozirt, und dürfen uns darauf berufen, dass unser Stamm (neben den Sachsen, wo es wohl ähnliche Gründe hat) gerade umgekehrt eine ganz unverhältnissmässige Zahl bedeutender Männer des Geists für Deutschland geliefert hat. Ich war in der Lage, bei meinen Ausführungen überwiegend mit Landsleuten antworten zu können, und that das absichtlich; denn ich musste in diesem speziellen Falle das uns entgegengehaltene erschreckende Verzeichniss philologischer Schriftenverfasser einigermassen aufwiegen, denen wir allerdings keine ähnlich lange Tabelle zur Seite stellen können. Ob wir nun in neuester Zeit intellektuell heruntergekommen sind, weiss ich natürlich nicht, halte es aber nicht für sehr wahrscheinlich; wenigstens müsste es verzweifelt rasch gegangen sein, da verschiedene der aner-

kanntesten Grössen, so auch Uhland, Rob. Mayer u. A. noch vor 10 und 20 Jahren lebten.

Sei dem jedoch wie ihm wolle; für früher steht jene erfreuliche Thatsache fest. Indessen sind wir angesichts derselben zum Glück viel zu vernünftig und bescheiden, um an eine ungewöhnliche Begabung unseres Stammes zu denken; dieser Punkt wird sich bei den verschiedenen deutschen Stämmen in der Hauptsache ausgleichen. Wohl aber dürfte der Rückschluss erlaubt sein, dass unsere Unterrichtseinrichtungen nicht blos keine unverhältnissmässig schlechten, sondern dass sie in ihrem zusammengreifenden Komplex, wie ich es oben schilderte, sogar ungewöhnlich gute und günstige sind. Was die Sozialdemokratie der Gegenwart als einen Theil ihres schwer durchführbaren Programms der Zukunft aufführt, das haben wir schon seit dreihundert Jahren als beneficium der mittelalterlichen Kirche ererbt und sind damit der Zeit weit voraus: es ist eine urdemokratische Zugänglichkeit der höheren geistigen Bildung für Viele, die das Zeug dazu haben und denen sie sonst verschlossen wäre. Dass diess denn doch nicht blos für die theologische Laufbahn und einige mehr angrenzende Fächer gilt, leuchtet aus meiner obigen Ausführung ein, welche sich keineswegs auf die betreffenden speziellen Fachanstalten beschränkte, sondern absichtlich den viel weiteren kulturgeschichtlichen Standpunkt einnahm und als Hauptsache die möglichst vielseitige Heran- und Heraufziehung von geistigen Kräften aus der Volkssubstanz betonte.

Dagegen versteht sich allerdings von selbst, wie sehr eine solche demokratische Zugänglichmachung geistiger Bildung für möglichst Viele und Vieles jedem aristokratisch-exclusiven Esoterismus und sodann auch einem zu engherzigen Spezialistenthum etc. diametral und naturellmässig entgegensteht.

Auch ohne die zuletzt gemachte Anwendung sieht Jeder, was ich gar nicht gesonnen bin zu leugnen, dass meine Reflexionen und Darlegungen wesentlich zwei Seiten haben:

eine allgemeinsachliche, ebendamit gesammtdeutsche, und eine spezielle, schliesslich stammespartikulare, welches Letztere nur eine raschzufahrende Oberflächlichkeit oder Böswilligkeit eo ipso in »partikularistisch« umsetzen kann, wie wir noch weiter sehen werden.

Was die erste Seite betrifft, so resumire ich meine Ueberzeugung dahin, dass allerdings der Charakter der »universitas literarum« und darum auch der philosophische Geist unbedingt zu wahren ist gegen den Atomisirungsversuch eines spezialistischen Fachwesens, und dass für's Andere die Hochschule stets Etwas anderes zu bleiben hat, als die Akademie. Im ersten Fall ist das einzig Richtige die harmonische Bindung der entgegengesetzt gerichteten, aber koordinirten Interessen; im zweiten handelt es sich darum, dass die Hochschule das Moment der Akademie literarisch und in sonstigen Beziehungen nur als sekundäres und accidentielles, nicht aber als primärsubstanzielles zur Geltung bringen darf.

Nicht minder sagte ich bereits, dass die Wirklichkeit ihrer Natur nach sich selten in der richtigen Mitte halte, sondern alternirend nach links und rechts mehr oder weniger davon abweiche. Diess begreift sich besonders in einer Frage, wie der vorliegenden, bei welcher allerdings zwei Momente zugleich in Betracht kommen. Wie leicht wird da das Eine oder Andere übertrieben zu Ungunsten des Genossen, oder werden beide sonstwie in eine unrichtige Stellung zu einander gebracht.

Heutigen Tags nun prävalirt ganz unverkennbar dasjenige Extrem, gegen welches ich im Vorstehenden kämpfe. Der neueste Angreifer Württembergs und seiner Philologie etc. spricht als äusserster Vertreter jenes Prinzips es nicht blos zwischen den Zeilen, sondern offen aus, um was es sich schliesslich drehe, wenn er fortwährend Preussen und seine Institutionen speziell gegen Württemberg ausspielt. Ebenso streifte ich selbst bereits, was jeder Kundige auch abgesehen von diesem Anlass schon lange weiss, dass der Unterschied in der Auffassung dieser Fragen jedenfalls zugleich

eine Differenz der norddeutschen und süddeutschen, in specie schwäbischen Anschauungsweise sei. Denn aus verschiedenen Gründen haben ja wir Schwaben die nicht eben sehr beneidenswerthe Aufgabe, das süddeutsche Wesen, soweit es überhaupt am geistigen Gesammtleben der Nation sich frischer betheiligt, noch am prononzirtesten und kräftigsten zu vertreten.

Ich weiss wohl, dass es sehr Viele gibt, welche schon in der blosen Nennung einer Differenz »norddeutsch — süddeutsch« eine Beeinträchtigung des deutschen Einheitsgedankens sehen oder derb ausgedrückt meinen, das heisse den Teufel an die Wand malen. Wer so denkt und redet, scheint mir jedoch bei seinem deutschen Einheitsgedanken offen gesagt entweder zum Theil kein ganz gutes Gewissen zu haben, oder wenigstens an einer zu grossen Aengstlichkeit zu leiden. Was ist, das ist und darf auch genannt werden; ein Reich aber, das nicht auf weniger als thönernen Füssen steht, kann davon nicht Noth leiden, zumal solche Unterschiede auch sachlich nicht das geringste Unglück sind. Oder wollen wir vielleicht einen charakterlos zusammengerührten Einheitsbrei à la Frankreich vorziehen? Das scheint mir weder irgend wünschenswerth, noch auch nach Natur- und Geschichtsgesetzen bei uns Deutschen je möglich. Am ehesten lässt sich allerdings hören, dass wenigstens vorerst es thunlichst vermieden werden sollte, an derartige Saiten überhaupt zu rühren. Hiegegen aber wälze ich die Schuld auf alle Diejenigen, welche das ihrerseits muthwillig provoziren und zuerst einen solchen Ton anschlagen. Alsdann gilt es energische Zurückweisung aus Nothwehr nicht blos, welche altgermanisches Hausrecht ist, sondern, wie wir sehen werden, um der Sache selber willen.

Stehen sich Differenzen, wie die obengenannte, oder meinethalb sogar Gegensätze innerhalb Einer Nation gegenüber, so kann es sich um ein Doppeltes handeln: Ist die Sache von der Art, dass Uniformität absolutes Bedürfniss heissen muss, dann hat Ein Theil, und zwar naturgemäss die Minderzahl unbedingt nachzugeben. Anders doch wohl bei rein geistigen

Fragen! Hier kann es sich, da sie keinerlei Uniformirung erfordern, nur darum handeln, unbefangen hin und her zu prüfen und das Beste zu behalten, also sich beiderseits zu fragen, ob und inwiefern man von der andern Seite lernen könne und das Eigene zu korrigiren habe. Und am Richtigsten erfolgt die gegenseitige Förderung durch Theile und Glieder der eigenen Einen Nation, statt, wie es leider fast beliebter ist, seine Weisheit bei Engländern und Franzosen zu holen.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist auch die energische Näherbringung des Gegensatzes oder seine eindringliche Darbietung in der Form eines literarischen Angriffs an sich durchaus berechtigt und eventuell sehr werthvoll. So will ich selbst bei dem neuesten Angriff gerne zugeben, dass er manches recht Lehrreiche enthält. Ohne seine Deduktionen im Einzelnen irgend stichhaltig zu finden, möchte ich deren beste Wahrheit aus der schiefen Fassung lösen und richtiger dahin formuliren, dass es allerdings dringend an der Zeit ist, in Schwaben sich aufzuraffen, das heisst allerseits rühriger, praktischer, thatkräftiger zu werden. Nicht dass wir an geistiger Kraft heruntergekommen wären oder dass namentlich unsere Schulung, unsere spezifische Richtung und Arbeitsweise an sich nichts taugte — hiegegen waren meine bisherigen Reflexionen gerichtet. Aber mit der alten »Gemüthlichkeit«, die vielfach eben doch auch zur blosen Indolenz wird und mit der es sich am Ende früher vielfach that, geht es eben jetzt nicht mehr. Die ganze Zeit und ihre Verhältnisse sind andere geworden, der Kampf ums Dasein herrscht überall; wer heute noch sein Licht gar zu behäbig und gleichgültig nach Aussen, unter den Scheffel stellt, darf sich nicht beklagen, wenn er in den Hintergrund zu stehen kommt. Vermag ein Geschäftshaus sich den veränderten Konjunkturen nicht anzupassen, so geht es trotz seiner bisherigen Gediegenheit und Solidität allmählig unter. Dasselbe gilt geistig. Wenn und wo wir uns regen, füllen wir heute noch so gut wie früher unseren Platz aus. Aber jenes sich Rühren und Regen ist nöthig. Das dürfen

und müssen wir sogar aus einem uns verletzenden, neben das wahre Ziel treffenden und vielfach überstürzten Angriff uns ernstlichst merken, möge es sich nun um Universitätsfragen oder um andere Interessen handeln. Sonst bleiben wir zukünftig hinter unserer kulturgeschichtlichen Pflicht gegen das Ganze zurück; und nur durch Pflichterfüllung oder Leistung werden Rechte erworben, auf die wir doch nicht zu verzichten gesonnen sind. Ganz in demselben Sinne hat sich schon vor acht Jahren mein Kollege Sigwart in seiner höchst beachtenswerthen Rectoratsrede »über die sittlichen Grundlagen der Wissenschaft« (Wiss. Beilage des württb. Staatsanzeigers, 5. April 1876) unseren Landsleuten und insbesondere der nachwachsenden jüngeren Generation gegenüber offen mahnend ausgesprochen. Denn eben der Philosophie liegt ein solches geistiges Wächteramt von Begriffswegen ob.

Soviel in völlig unparteiischer Weise nach Rechts. Wende ich mich nach dieser nothwendigen Zwischenbemerkung wieder nach Links, so meine ich freilich, dass für einen jeden derartigen Angriff zwei Kardinalbedingungen gelten dürften. Die erste besteht in der banalen Forderung, dass man zumal in unserer exakten Zeit und als Vertreter der Exaktheit seinen Gegenstand und Alles, was mit ihm zusammenhängt, aufs Genaueste kennen muss; und das ist offenbar nur durch lange Eingewohntheit möglich. Die zweite noch viel wichtigere Bedingung, ohne welche ein solcher Angriff theils unberechtigt, theils jedenfalls werth- und aussichtslos ist, lautet auf wahre Sympathie nicht blos für die kalte Sache, sondern namentlich auch für die lebendigen Menschen, gegen deren Sitten, Bräuche, Anschauungen und Institutionen man zu Felde zieht. Wenn auch nur der Schein und Verdacht vorläge, dass Hass und Verachtung den Reformator beseelte, so würden die zu Reformirenden begreiflicher Weise gegen jeden weiteren Einfluss oder angeblichen Rettungsversuch sich verstocken.

Für die beiden genannten Bedingungen energischer Besserungsvorschläge kann ich zufällig sehr aus Erfahrung reden. Als ich vor sechszehn Jahren für tiefergreifende Reformen an unseren niederen evangelischen Seminarien eintrat, stand

ich zwar zuerst als Einer gegen Viele; und doch sind meine Vorschläge im Wesentlichen durchgedrungen. Warum? Einmal stand mir durch vielfältige Verwachsung mit diesen Anstalten von frühester Jugend an, die genauestmögliche Kenntniss derselben zu Gebot. Fürs Andre hatte ich nicht blos die Wahrheit auf meiner Seite, sondern es konnten auch die Gegner Land auf Land ab sich nicht verhehlen, dass hier höchstens der Zorn tiefer Sympathie die Feder führe und der Angriff von Einem geschehe, welcher diese Anstalten eben als hochwichtige Institutionen in unserem Lande, wie ich sie oben schilderte, in den bestmöglichen Zustand gebracht sehen möchte. Freilich leitete mich schon damals, gleichwie heute, die unbedingt realistische Ueberzeugung, dass alle Anstalten um ihrer Zöglinge und Schüler, nicht etwa um der Vorstände und Lehrer willen da seien, dass also jeder wesentliche Vortheil, welcher den Ersteren zuwendbar, um den Preis der Einbusse an Bequemlichkeit oder Glanz der Letzteren nicht zu theuer erkauft sei. Gilt auch für die Universität!

Kehren wir hiemit wieder zur Gegenwart zurück, so denke ich allerdings, dass es nicht gut thut, sich zum Reformator in einem Land oder auch in einer Provinz mit einem Tone aufzuwerfen, der Menschen von einigermassen konservirtem Ehrgefühl und Selbstbewusstsein nothwendig verletzen und gründlichst abstossen muss. Wem nur auch gar nichts in einem ganzen Lande recht ist, von dem wird dasselbe sicherlich auch die sachlich richtigsten Rathschläge nicht acceptiren, sondern glauben, sie um seiner Selbstachtung willen zurückweisen zu müssen. Durch ein paar demselben daneben verabreichte Komplimente von zweifelhaft logischer Haltbarkeit, oder auch durch nachträgliche Restriktionen liesse sich Niemand täuschen: ausgeplaudert wäre ausgeplaudert! Selbst der Dümmste merkte die Gesinnung und wäre verstimmt.

Nur mit Widerstreben habe ich den aufgewirbelten Staub der zufälligen Einzelveranlassung einen kleinen Augenblick stärker als sonst gestreift und erhebe mich sogleich wieder zu der absichtlich prinzipiellen Höhe, in welcher meine Reflexionen von Anfang an gehalten sind und verstanden sein

wollen. In dieser freieren und reineren Luft aber nehme ich keinen Anstand, aufs Entschiedenste dafür einzutreten, dass ein Gebilde von relativ so grosser Künstlichkeit wie das deutsche Reich nur durch viel Takt und ernstliche Selbstbeherrschung seiner so ungleichartigen Glieder in gesundem Stande erhalten zu werden vermag; denn mit dem blosen Bestand, der schliesslich bei niemand Anständigem und Vernünftigem in Frage kommt, ist es doch nicht allein gethan; selbst der tröstende Hinweis auf die Erfolge und Fragen der grossen Politik genügt für das alltägliche Leben nicht vollständig; es handelt sich auch fürs Kleinere und Gewöhnlichere darum, dass die einzelnen Theile, Provinzen und Stämme sich wohl im Ganzen fühlen und ohne Rückhalt ein Herz für dasselbe bekommen, resp. behalten können. Diess aber wird ohne alle Noth aufs Aeusserste erschwert oder sogar unmöglich gemacht durch jede offene oder auch versteckte, jedoch immer noch wohl spürbare Brüskirung der Minorität zumal in Fragen, die keinerlei Uniformität verlangen. Nimmermehr thut Derartiges gut, auf welchem Gebiet es vorkommen mag. Und wenn oder wo es auch bona fide, d. h. in ehrlich gesammtdeutscher Gesinnung und nicht etwa im Geiste eines Partikularismus en gros geschieht, wird damit dennoch der Sache ein herzlich schlechter Dienst gethan, vielmehr nur den inneren und äusseren Feinden des jungen Reichs unbewusst in die Hände gearbeitet. Da ich auch für diese Ueberzeugungen schon lange eingestanden bin, so brauche ich mich vor Niemand zu geniren, sie hier und heute bei gegebenem Anlass zu wiederholen. Im Gegentheil halte ich es für nationale Pflicht, dass in solchen Dingen gerade auch Stimmen sich vernehmen lassen, bei denen weder konfessionelle, noch irgend sonstige Befangenheit vorauszusetzen ist und die, von jeher zum ächt deutschen Lager zählend, hierin so gut wie Einer das Recht zum Mitreden haben. Andernfalls bemächtigen sich ausschliesslich blos Leute der Sache, in deren Händen auch das relativ Wahre und Berechtigte sich aufs Schnödeste verzerrt, so dass natürlich kein Massvoller und Besonnener auf sie mehr hören

mag und nichts politisch gebessert, sondern Alles nur verschlechtert und vergiftet wird.

Das Voranstehende mag wie eine unmotivirt politisirende Digression erscheinen, die jedenfalls nicht h i e h e r gehöre. Ich kann das nicht zugeben. Der neueste Angriff auf Württembergs Philologie etc., dem ich ja von Anfang an nur unpersönlich symptomatische Bedeutung beilegte, hat mich wieder an die zu rasch vergessenen Artikel erinnert, welche zu sehr bezeichnender Zeit, nemlich nach dem Schlusse des vierhundertjährigen Jubiläums der Tübinger Hochschule von einem andern Verfasser erschienen sind und in welchen auf recht charakteristische Weise mit ziemlich frohlockendem geistigem »vae victis!« der Unterschied schwäbischer und nichtschwäbischer Universitätsrichtung oder Denk- und Studienweise überhaupt besprochen wurde. Nehme ich Alles diess zusammen und achte überdem auf die Zeichen der Zeit, wie sie im übrigen Deutschland gar mannigfach hinsichtlich des Universitätswesens und sonst sich präsentiren, so scheint mir in der That System in der Sache zu sein. Oder richtiger gesagt dürfte sich der Ausgangspunkt meiner Reflexionen bestätigen und statt ephemerer Privatansichten, die man sich selbst und der Zeit überlassen könnte, ein mächtiges Prinzip vorliegen, das stärker und immer stärker die Forderung an uns stellt, dass auch wir uns ihm mit unseren althergebrachten Anschauungen über Universität, Hochschule u. s. w. akkommodiren.

Von dieser Anmuthung aber glaube ich nach allem bisher Entwickelten, dass wir vollen Grund und gutes Recht haben, sie in aller Ruhe, aber ebenso prinzipiell zurückzuweisen. Einmal ist in diesen Dingen Uniformität absolut nicht nöthig. Fürs Andere sind unsere diesbezüglichen Anschauungen offenbar mit unserem ganzen Naturell, mit den Verhältnissen und Bedürfnissen unseres Landes aufs Innigste verwachsen und haben jedenfalls bis vor 15 oder 20 Jahren ganz Respektables und theilweise Glänzendes geleistet, während die neue Methode, um es kurz auszudrücken, als eine uns mehr fremdartige dieselbe Leistungsfähigkeit jedenfalls

bei uns erst noch zu beweisen hätte. Fürs Dritte aber glaube ich, dass wir unbeschadet nebensächlicher, stets berechtigter Reformen im Wesentlichen auch sachlich das Richtige haben oder wenigstens von der richtigen Mitte beträchtlich weniger abweichen, als das entgegengesetzte Extrem. Und desshalb meine ich, dass wir eben durch charaktervolle Beibehaltung unserer altbewährten eigenartigen Richtung eine nicht werthlose Ergänzung und den erforderlichen Gegendruck bilden könnten. Durch sein Mitvorhandensein dürfte auch die Einseitigkeit Anderer rascher wieder zum Gleichmass zurückkehren, statt dass man uns zumuthet, der Gleichförmigkeit halber uns ebenfalls in den Prozess eines steigenden Einseitigwerdens hineinzustürzen. Das erinnert mich ganz an Hartmanns pessimistischen Weltprozess, wo Jeder ebenso mit dem Strome schwimmen soll, um die ganze Geschichte möglichst bald und allseitig zu Grunde zu richten.

Es ist freilich eine sehr kühne Umdrehung der herrschenden Gegenansicht, wenn ich von einer werthvollen süddeutschen Ergänzung, von einem auszuübenden Gegendruck, überhaupt von einer Betheiligung als koordinirter Mitfaktor des geistigen Gesammtprozesses der Nation zu reden wage. Oesterreich mit seinen Deutschen ist, schmerzlich genug wenigstens für jeden Süddeutschen, aber ebenso gewiss in schlechthin nothwendiger Weise zu unserem, wie zu seinem Heile ausgeschieden. Unsere geistig hochrespektabeln alemannischen Vettern im Elsass sind vorläufig noch die richtigen têtes carrées und thun nicht mit. Die Schweiz mit ihren Deutschen hat sich noch nicht darein gefunden, einen *mächtigen* Nachbar zu haben statt eines solchen, mit dessen Schwäche sie sich über ihrer eigenen zu trösten und zu belustigen wusste; also schmollt sie gleichfalls noch und glaubt eifersüchtig sein zu sollen. Ich will die fatale Revue Derer, die im deutschen Gesammtkonzert *nicht* da sind, nicht weiter fortsetzen, es genügt an diesen Proben. Und sie zeigen allerdings, dass es vorläufig so ziemlich abusiv ist, von einer geistigen Koordination des deutschen Südens mit dem Norden zu reden: ein kleines Häuflein gegen eine Schaar! Die un-

teren Stimmen fehlen oder sind wenigstens viel zu schwach besetzt; das gibt keinen vollbefriedigenden Akkord. Aber es soll und wird anders kommen, wenn wir es auch nicht erleben. Die östreichischen Deutschen, auf sich selbst gestellt und durch Bismarks geniale Amputation zum Mündigwerden im Kampf ums Dasein genöthigt, werden früher oder später sich wieder finden und — so Gott will ohne Annexion! — dem deutschen Geistesleben als höchst werthvolles Glied sich einfügen. Ebenso die Andern, deren Leistungsfähigkeit das Mittelalter und die Reformationszeit erprobt hat. Alsdann wird auch Süddeutschland wieder mehr als ein geographischer Begriff geworden sein und als ebenbürtig ergänzender geistiger Mitfaktor (denn von Etwas anderem handelt es sich in dieser Rechnung rein gar nicht!) dem deutschen Norden durch eigenartigen Beitrag den schuldigen Dank abstatten. Denn das ist ja vollkommen gewiss und niemals einen Augenblick zu vergessen, dass wir durch die zweifellos weit grössere praktische Tüchtigkeit und Rührigkeit desselben überhaupt als Nation erhalten und gefestigt worden sind. Ein solcher Austausch und Wechselverkehr hin und her ist aber das Wesen eines gesunden Organismus. — Träume eines Idealisten! spottet natürlich der richtige Kleindeutsche der Gegenwart. Und dennoch vertraue ich zur Grösse unserer Gesammtnation und ihren vielen noch schlummernden Keimen, dass der Lauf der Geschichte selbst es noch einmal in dem eben entwickelten geistigen und kulturgeschichtlichen Sinne zum »Grossdeutschen« bringt!

Einzig von dieser Höhe der Betrachtung aus und nur in einem derartigen idealen Sinne, welcher mit dem Realpolitischen ausdrücklich nichts zu schaffen hat, ist es auch gerechtfertigt, ferner noch von einer natürlichen Differenz des süddeutschen und norddeutschen Wesens zu reden. Nur so darf überhaupt für Vernunft und Werth des charaktervoll Partikularen, wo es sich finden möge, mit gutem Gewissen eingetreten werden, ohne sich eines an sich verwerflichen und jedenfalls überlebten, zukunftslosen Partikularismus schuldig zu machen.

Nun sind aber fürs Andere die Universitäten, wenn irgend Etwas, der Kulminationspunkt des geistigen Lebens in einem Land und Stamm oder in einer Provinz, und üben die allermächtigste Rückwirkung auf dasselbe aus. Daher gilt das Obige gerade auch von ihnen. Man traue mir nicht die Thorheit zu, dass ich den identischmenschlichen Charakter der Wahrheit und Wissenschaft als solcher vergesse, welche an sich nicht blos über allen Stammes- und Provinzialgrenzen, sondern selbst über der Differenz ganzer Nationen stehen. Unbeschadet dessen kommen solche Unterschiede für die konkreten und lebenswahren Träger jener Abstrakta Wahrheit und Wissenschaft, also auch für die richtig verstandenen Universitäten und Hochschulen in recht bemerkenswerthen Betracht. Diess um so mehr, je klarer dieselben im Ganzen oder jedenfalls hinsichtlich der Mehrzahl ihrer Fächer vom Wesen und der Aufgabe der weit farbloseren Akademie abweichen und sich der liebevollen Bezugnahme auf das praktische, weit differenzirtere Leben nicht schämen. Ueberhaupt aber kann ich mir trotz der schliesslichen Identität der Wissenschaft gar mancherlei werthvolle Nüancirungen der einzelnen Universitäten denken, was ihren ganzen Ton und Geist oder auch die vorzugsweise Kultur des Einen oder anderen Zweigs betrifft. Dort mag mehr der Zug zum Speziellen, hier der zum Generellen in der ganzen Tradition und im Lokalcharakter liegen. Oder sind von Haus aus nicht überall dieselben umfangreichen und kostspieligen Lehr- und Anregungsmittel im Grossen, wie z. B. Kolossalspitäler, parlamentarische und sonst juridischpolitische Körperschaften, Gemäldegalerien, Versuchs-Stationen u. dgl. vorhanden und vernünftiger Weise beschaffbar. Statt dessen mag also ein grösserer Accent auf Solches fallen, was ohne derartige Gunst der Umstände und vielleicht am kleineren Orte sogar besser gedeihen kann. In diesem Fall ist nicht die unmögliche Uniformirung, sondern Ausgleich durch den überhaupt so werthvollen und instruktiven Besuch verschiedener Universitäten durch die Studenten am Platz. Das Gesagte liesse sich nicht schwer ins Detail ausführen; aber es

genügt an dem Angedeuteten, um mit gutem Recht noch heutigen Tags den Universitäten als das Vernünftige und Naturgemässe ein gut Theil von lokaler Färbung zu vindiziren. Dieselben hätten sich also hienach dem Lande, in dem sie nicht sowohl nur stehen, als vielmehr wurzeln, hinsichtlich seiner natürlichen Grundanschauungen, Richtungen und Bedürfnisse im Wesentlichen zu akkommodiren, während die umgekehrte Forderung offenbar eine wenig natürliche und gewaltsam gezwungene wäre. Ich dehne diess, wie man sieht, völlig unbefangen auf alle deutschen Universitäten aus und meine, dass sie um so werthvoller sind, je mehr sie eine ihrem Wurzel- und Standort entsprechende eigenartige Schattirung an sich tragen. Nur so schiene mir sowohl ihre Zahl, als auch besonders ihre freie Vertheilung in den deutschen Ländern noch motivirt zu sein. Andernfalls dürfte der merkwürdige Vorschlag das einzig Konsequente sein, welcher allerdings zur Blüthezeit einer abstraktüberstürzten Nivellirungssucht, nemlich um die Mitte der siebenziger Jahre in einem Aufsatz der »Grenzboten« thatsächlich gemacht wurde. Er lief darauf hinaus, dass das Reich die Universitäten in die Hand nehmen sollte. Demnach wären (ähnlich wie für den Packetverkehr die Postzonen) auf der Karte mit dem Zirkel die einzelnen Bezirke abzustecken, in deren Mitte je eine Hochschule von Reichswegen zu kommen hätte. Der bisherige pluralistische Luxus derselben würde erheblich reduzirt, dafür aber die Vertheilung eine geometrisch regelmässige, bei welcher überdem eine Stufenordnung von Universitäten ersten, zweiten, dritten Grads etc. applizirbar wäre. — — So wenig ich an und für sich gegen den Begriff der Hochschule als einer ernstlichen Staatsanstalt etwas einzuwenden hätte, möchte ich doch gegenüber von einer solchen Reichsnivellirung fragen, ob diese Idee nicht vom äusserlichen Korporalsstandpunkt einer militärischen Truppenaufstellung hergenommen ist? Inwieweit ihre abstrakte Ellenmässigkeit dem geistigen und speziell dem deutschgeistigen Bedürfniss und Wesen angemessen wäre, das zu entscheiden

und sich die weiteren Konsequenzen auszumalen, überlasse ich dem Urtheil des unbefangenen Lesers dieser Schrift.

Dass dieselbe mit der offenen Darlegung ihrer prinzipiellen Ueberzeugungen zunächst gar nichts hilft und vorläufig aussichtslos ist, weil sie gegen den übermächtigen Strom der Gegenwart schwimmt, weiss ich selbst sehr wohl. Trotzdem halte ich ihre Anschauungen nicht für zukunftslos, zumal sie vielfach weit moderner und nüchterner realistisch sind, als ihr Gegentheil, das unter dem Scheine der grössten Fortgeschrittenheit doch bei Licht besehen stellenweise das schönste Mittelalter auf die Spitze treibt. Im Uebrigen ziehe ich mich hiemit vor Gegnern und Gesinnungsgenossen ruhig auf das alte Wort zurück:

Dixi et salvavi animam meam!





